

KULTURWISSENSCHAFTLICHES
INSTITUT ESSEN

INSTITUTE FOR ADVANCED
STUDY IN THE HUMANITIES

KWI-Interventionen SPEZIAL

www.kulturwissenschaften.de

Hochqualifizierte Zuwanderer mit Bezug zum Ruhrgebiet

Eine qualitative Untersuchung von Dr. Ulrike Ofner

Hochqualifizierte Zuwanderer mit Bezug zum Ruhrgebiet

eine qualitative Untersuchung von Dr. Ulrike Ofner

Zusammenfassung

Sie kamen als Kinder mit ihren Eltern, zum Studium oder weil sie die Hoffnung auf ein besseres Leben hatten: Das Ruhrgebiet gilt immer noch als offen und tolerant gegenüber Fremden. Doch erfüllen sich die beruflichen Hoffnungen von Migrantinnen und Migranten hier auch? Ob hochqualifizierte akademisch gebildete Zuwanderer eine qualifikationsadäquate Anstellung im Ruhrgebiet finden, hängt nicht allein von ihren Diplomen ab: Neben bürokratischen Hürden erschweren auch Vorbehalte gegenüber Akademikerinnen und Akademikern mit Migrationshintergrund eine erfolgreiche Arbeitsmarkteingliederung. Zuwanderer, die herkunftslandbezogene Kompetenzen und/oder ihre Migrationserfahrungen für ihre Tätigkeit nutzen können, haben es dabei auf dem Arbeitsmarkt wesentlich leichter. Dies geht aus der Studie „Hochqualifizierte Zuwanderer mit Bezug zum Ruhrgebiet“ hervor, die Claus Leggewie (Kulturwissenschaftliches Institut Essen) und Anja Weiß (Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen) geleitet haben. Ulrike Ofner, die die Studie durchgeführt und verfasst hat, befragte 20 hochqualifizierte Migrantinnen und Migranten, warum sie ins Ruhrgebiet kommen, warum sie bleiben oder wieder abwandern. Im Fokus stehen die Erfahrungen, die sie auf dem hiesigen Arbeitsmarkt machen. Überraschend gut schnitt das sozio-kulturelle Klima des Ruhrgebiets ab, zu dem sich niemand der Befragten negativ äußerte.

Die Studie „Hochqualifizierte Zuwanderer mit Bezug zum Ruhrgebiet“ wurde vom Kulturwissenschaftlichen Institut Essen gemeinsam mit der RUHR.2010 GmbH durchgeführt.

INHALT

0. Einleitung: Wie Migranten in Deutschland leben	2
1. Hochqualifizierte Migranten in Deutschland, insbesondere im Ruhrgebiet	3
2. Fallstudien	7
3. Erwerbsformen der Befragten	37
4. Erfahrene Marginalisierung im Bildungs- und Erwerbssektor	42
5. Bezug der Befragten zum Ruhrgebiet	45
6. Schlussbetrachtung	47

ANHANG

LITERATURVERZEICHNIS

Einleitung: Wie Migranten in Deutschland leben

Migrantinnen und Migranten (1) werden in den Medien tendenziell als sozial schwache Minderheit wahrgenommen, deren Eingliederung in den Arbeitsmarkt sich als äußerst problematisch darstellt. Dabei ist fraglich, ob eine differenzierte Betrachtung dieses Problems die meisten Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft überhaupt erreicht. Wird etwa im Fernsehen ‚ein Ausländerthema‘ angeschnitten, erscheinen zumeist dieselben Bilder: eine Straßenszene in einem ökonomisch schwachen Viertel eines Ballungsgebietes mit hohem Migranten-Anteil, in der mindestens eine Kopftuch tragende Frau zu sehen ist. Damit wird zunächst rein visuell transportiert, dass Migrationshintergrund, Armut und Rückständigkeit miteinander verbunden sind. Vom Großteil der Migranten entsteht das Bild einer nur schwer integrierbaren Minorität, auf die aber aus Gründen der demographischen Entwicklung nicht verzichtet werden kann.

Das Bewusstsein, dass Deutschland auf Grund seiner zunehmend überalterten Bevölkerungsstruktur auf Zuwanderung angewiesen ist, mag sich inzwischen bei Vielen

durchgesetzt haben. Gleichzeitig wird der Ruf nach gut ausgebildeten Zuwanderern lauter. Manche werden sich auch dessen gewahr sein, dass international schon längst der Kampf um hochqualifizierte Migrationswillige entbrannt ist. Es darf jedoch bezweifelt werden, dass die Mehrheit der Deutschen den Anteil der akademisch Gebildeten (2) unter den bereits hier lebenden Migranten auch nur annähernd richtig beziffern würde: Unter den im Ausland geborenen 25- bis 65-Jährigen, die in Deutschland leben, haben 11,8 Prozent einen Hochschulabschluss – und bilden damit sogar eine größere Gruppe als die gleichaltrige Bevölkerung ohne Migrationshintergrund, von der 10,95 Prozent einen Hochschulabschluss hat. (Statistisches Bundesamt Fachserie 1 Reihe 2.2 2009 Tabelle 9).

Hinter der knappen Million von Hochqualifizierten mit eigener Migrationserfahrung verbergen sich sehr verschiedene Lebenssituationen, die von einem als Asylbewerber ins Land gekommenen Fensterputzer bis hin zur erfolgreichen Topmanagerin reichen. Wie eine Studie zur Arbeitsmarktintegration von hoch Qualifizierten in Deutschland, Großbritannien, Kanada und der Türkei zeigt (3), sind Migranten und

(1) Im Folgenden wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit die männliche und weibliche Schreibweise nicht durchgängig verwendet.

(2) „Akademisch gebildet“ und „hochqualifiziert“ wird (im gesamten Text) synonym verwendet. In den ersten beiden einführenden Kapiteln wird noch nicht konsequent zwischen Migranten (der 1. Generation) und (dem Überbegriff:) ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘ genau differenziert, da es hier noch nicht in allen Passagen auf eine trennscharfe Unterscheidung ankommt.

(3) Die in der länderübergreifenden Studie „Kulturelles Kapital in der Migration“ (2005-2008) unter Leitung von Arnd-Michael Nohl, Karin Schittenhelm, Oliver Schmidtke und Anja Weiß gesammelten theorie- und praxisbezogenen Erfahrungen flossen maßgeblich in alle Stadien des Projekts ein. Die methodentheoretischen Maßstäbe bei der Rekrutierung von Interviewpartnern, Interview- und Auswertungstechniken etc. wurden auf diese – im empirischen Teil regionalspezifische – Studie übertragen.

Migrantinnen mit einer Vielzahl von Barrieren konfrontiert, wenn sie ihre hohe Qualifikation in den Arbeitsmarkt eines anderen Landes einbringen wollen (Nohl, Arnd-Michael/Schittenhelm, Karin/ Schmidtke, Oliver/Weiß, Anja 2010).

Die hier vorgelegte Studie nimmt Ergebnisse der internationalen Studiengruppe „Kulturelles Kapital in der Migration“ zum Ausgangspunkt, um speziell für das Ruhrgebiet zu fragen, wie hochqualifizierte Migranten in diese Region gelangen, was sie bleiben oder wieder abwandern lässt, und welche Erfahrungen sie am Arbeitsmarkt – aber auch im sozio-kulturellen Klima des Ruhrgebiets sammeln. Eingangs werden einige repräsentative Daten zusammengefasst. Der Schwerpunkt der Studie liegt jedoch auf den Lebensgeschichten von 20 hochqualifizierten Migranten, mit denen biographisch-narrative Interviews durchgeführt wurden, aus denen sich ihre Erwerbsformen und mögliche Hürden bei der Arbeitsmarkteingliederung rekonstruieren lassen. Befragt wurden sowohl Eingewanderte mit ausländischem Hochschulabschluss als auch Bildungsinländer mit Migrationshintergrund.

Zunächst wird ein eher quantifizierender, allgemeinerer Überblick zum Thema „hochqualifizierte Migranten“ in Deutschland und im Ruhrgebiet geboten. Im zweiten Teil der Studie werden zehn (der 20 erhobenen) Fälle von Hochqualifizierten mit Migrationshintergrund ausführlicher dargestellt, die im Ruhrgebiet leben, lebten oder leben wollen. In Kapitel 3 werden Formen der Eingliederung der Befragten in den Arbeits-

markt betrachtet. Daran anschließend wird in Kapitel 4 diskutiert, welche Marginalisierungsmechanismen daraus erkennbar werden. Was sich im empirischen Datenmaterial als spezifisch für das Ruhrgebiet erweist, ist in Kapitel 5 zusammengefasst.

1. Hochqualifizierte Migranten in Deutschland, insbesondere im Ruhrgebiet

Die in den Medien immer wieder geführten Diskussionen über eine deutsche ‚Green-Card‘ oder eine „Blue Card“ der EU, die der Anwerbung hoch qualifizierter Zuwanderer dienen soll, berücksichtigen nicht die Situation der bereits im Lande lebenden Akademiker mit Migrationshintergrund. Denn deren reale Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt entsprechen nicht den etwa im Haager Programm der EU-Mitgliedstaaten (2004) formulierten Richtlinien. Diese besagen, es werde für Drittstaatsangehörige „nicht nur eindeutig Inklusion bezweckt“, sondern „(...) wirkliche Chancengleichheit zur umfassenden Teilhabe in der Gesellschaft (Rat der Europäischen Union [...] Brüssel 2005)“ gefordert (Englmann/Müller 2007: 15). Betrachtet man jedoch entsprechende Statistiken, zeigt sich, dass Zuwanderer nicht nur häufiger als die einheimische Bevölkerung mit Arbeitslosigkeit konfrontiert sind, sondern dass sie auch weniger Zugang zu Fort- und Weiterbildung haben und überdurchschnittlich oft nicht in ihrem erlernten Beruf bzw. unterhalb ihres Qualifikationsniveaus beschäftigt sind (Englmann/Müller 2007: 16).

Um der steigenden Überalterung ihrer Bevölkerung entgegen zu wirken, gehen die

EU-Mitgliedsstaaten unterschiedliche Wege: Einige Länder wie Schweden, die Niederlande sowie Großbritannien haben (angelehnt an Kanadas Zuwanderungspolitik) begonnen, Mediziner, Ingenieure, Wissenschaftler und IT-Spezialisten gezielt anzuwerben. Deutschland, das so schnell wie kein anderes Land Europas altert, könnte ins Hintertreffen gelangen. Die aktuellen Bevölkerungsprognosen des Statistischen Bundesamtes nehmen eine durchschnittliche Netto-Einwanderung zwischen 100.000 und 200.000 Personen im Jahr an. Auch wenn jedes Jahr so viele Menschen zuwandern, wird die Bevölkerung Deutschlands dramatisch schrumpfen und zunächst auch weiter altern. Seit 2004 liegt die Netto-Zuwanderung unter 100.000 und sie sinkt kontinuierlich (Destatis „Wanderungen zwischen Deutschland und dem Ausland 1991 bis 2007“). Vor diesem Hintergrund diskutiert die Politik intensiv darüber, wie Zuwanderung ermöglicht und gestaltet werden kann.

Allerdings wandert derzeit fast niemand als hochqualifizierter Arbeitsmigrant nach Deutschland ein, und nur wenige Personen erhalten Spezialistenvisa. Der weit überwiegende Teil der Hochqualifizierten mit Migrationshintergrund ist auf anderem Wege nach Deutschland gelangt oder hier geboren worden. Dazu passt, dass hochqualifizierte Migrationswillige, die als Erwachsene nach Deutschland kommen, damit rech-

nen müssen, dass ihre Abschlüsse in Deutschland entweder gar keine oder eine hürdenreiche Anerkennung finden. Akademiker setzen sich also potentiell der Gefahr einer Deklassierung aus und finden in Deutschland keinen für sie gut zugänglichen und attraktiven Arbeitsmarkt vor (Englmann/Müller 2007: 17ff.). Zum Beispiel liegt der Anteil der Bildungsausländer an allen Hochqualifizierten bei den wirtschaftlich besonders aktiven 31- bis 45-Jährigen in Deutschland immerhin bei 7,84 Prozent (Nohl/Ofner/Thomsen 2010:67 unter Bezugnahme auf eine Sonderauswertung des Mikrozensus 2008). Ihre Chancen sind jedoch eklatant schlechter. Während einheimische Akademiker mit 2,82 Prozent als erwerbslos verzeichnet sind, liegt der Anteil bei den Bildungsausländern bei 14,62 Prozent (Nohl/Ofner/Thomsen 2010: 68). (4)

Der angestrebte Paradigmenwechsel in der Migrationspolitik ist mit dem Zuwanderungsgesetz von 2005 nicht gelungen. Der Anteil von Arbeitsmigranten beträgt unter all diejenigen, die sich (erfolgreich) um eine längerfristige Einreisegenehmigung bemühten, (lediglich) ca. fünf Prozent. Zum Vergleich: In Kanada sind es ca. 23 Prozent (OECD 2008: 36). Das drückt sich auch in der Meinungsforschung aus, die ein anhaltendes gesellschaftliches Unbehagen gegenüber Migration diagnostiziert, das nicht selten bis hin zum Rassismus reicht (Heitmeyer 2010). Dem Eurobarometer von

(4) Großer Dank gilt Herrn Dr. Wolfgang Seifert für die Überlassung der (nicht veröffentlichten) Powerpoint-Präsentation zum Vortrag „Qualifikationsspezifische Arbeitsmärkte für Personen mit Migrationshintergrund. Das Ruhrgebiet und die Rheinschiene im Vergleich“ auf der Regionalkonferenz „Strukturwandel zu Metropolen?“ am 30.9.2009 in Bochum.

2006 zufolge stimmten in Deutschland nur 30 Prozent der Bevölkerung dem Satz „Einwanderer leisten einen großen Beitrag für unser Land“ zu; in Schweden waren es 79 Prozent (Eurobarometer, zitiert nach Englmann/Müller 2007:20).

Neben der Nicht-Anerkennung von Bildungstiteln am Arbeitsmarkt und neben einer allgemeinen Skepsis gegenüber Migration wirken sich auch formalrechtliche Hürden negativ auf die Arbeitsmarktintegration von Hochqualifizierten aus. Nicht wenige erreichen Deutschland mit einem Rechtsstatus, der den freien Arbeitsmarktzugang einschränkt (Weiß 2010: 136). Dabei bringt die Migrationspolitik häufig nicht intendierte Folgen hervor (Weiß, A. /Ofner U./Pusch B. 2010: 209). Ein und dieselbe Person würde in Kanada beispielsweise als hoch qualifizierte Wirtschaftsingenieurin wahrgenommen, während sie in Deutschland nur als Ehefrau eines Deutschen einreisen kann.

Die offizielle Wahrnehmung einer Person beeinflusst ihr Selbstbild, aber auch die ihr angebotenen Integrationshilfen. Eine aktuelle Studie über Personen mit Migrationshintergrund, die Bezüge nach SGB II beziehen, zeigt, dass knapp ein Drittel über einen ausländischen beruflichen Abschluss verfügt, der in Deutschland nicht anerkannt wurde und der daher auch von der Arbeitsagentur nicht bei der Vermittlung berücksichtigt wird. Die fehlende Anerkennung des Bildungsabschlusses vermindert die Chancen auf eine Überwindung des Leistungsbezugs ebenso stark wie ein tatsächlich fehlender Bildungsabschluss (Brussig 2010: 218 u. 220).

Es ist anzunehmen, dass diese und ähnliche Befunde auch für das Ruhrgebiet gelten. Allerdings sind Arbeitsmärkte für hoch Qualifizierte durchaus regional verschieden und auch Migration folgt bekanntlich oft den eingetretenen Pfaden. Im Folgenden soll daher etwas genauer dargestellt werden, was über die Situation von Hochqualifizierten mit Migrationshintergrund im Ruhrgebiet bekannt ist.

Wie die auf dem „Mikrozensus 2008 Nordrhein-Westfalen“ basierenden Studie von Seifert zeigt, ist der Anteil von Personen mit Migrationshintergrund im Ruhrgebiet generell hoch (Seifert 2009: 5). Knapp 20 Prozent von ihnen besitzen immerhin die Hochschulreife; die Bevölkerung ohne Migrationshintergrund liegt mit ca. 24 Prozent nicht wesentlich über diesem Wert. Im Vergleich zum bundesweiten Durchschnitt, der in der Gesamtbevölkerung um die 17 Prozent beträgt (Brussig 2010: Tabelle 8), verfügt das Ruhrgebiet damit insgesamt über einen höheren Anteil an Abiturienten.

Allerdings existieren zweifellos Regionen mit einer günstigeren Qualifikationsstruktur. Das Rheinland, mit dem das Ruhrgebiet unmittelbar um Arbeitskräfte konkurriert, hat etwa einen Anteil von knapp 35 Prozent von Abiturienten mit Migrationshintergrund und sogar 43,3 Prozent ohne Migrationshintergrund aufzuweisen (Seifert 2010: 6). Diese Zahlen legen unter anderem nahe, dass ins Rheinland mehr Menschen mit höherer Schulbildung einwandern. Diese Schlussfolgerung könnte erhärtet werden, wenn man die Herkunftsgebiete der jeweils Eingewanderten betrachtet: Im Ruhrgebiet überwie-

gen Migrierte aus den ehemaligen Anwerbeländern und Osteuropa, während ins Rheinland vergleichsweise mehr Menschen aus dem übrigen Europa und den USA einwandern (Seifert 2010: 15).

Auch scheinen die Optionen für hochqualifizierte Beschäftigte im Rheinland günstiger zu sein. Die Erwerbstätigenquote der Bevölkerung im Ruhrgebiet und Rheinland ist relativ ähnlich (41,9 : 43,3 Prozent (Seifert 2009: 18)), aber das Einkommen ist im Rheinland durchschnittlich höher. Dabei klafft das Einkommen der Bevölkerung umso stärker zu Gunsten des Rheinlandes auseinander, je höher der berufliche Abschluss der Beschäftigten ist; bei der Bevölkerung mit Migrationshintergrund wird diese Kluft noch größer (Seifert 2009: 23f.). Auch weisen höher Qualifizierte mit Migrationshintergrund in beiden Regionen eine niedrigere Erwerbsbeteiligung auf als Personen ohne Migrationshintergrund (Seifert 2009: 26).

Einen Hochschulabschluss besitzen im Ruhrgebiet sechs Prozent der Personen mit Migrationshintergrund (ohne Migrationshintergrund: 9,8 Prozent). Unter der sog. Zweiten Generation haben im Ruhrgebiet 3,1 Prozent eine Hochschule besucht (Seifert 2009: 13-15). Die Diskrepanz zwischen der Zahl der Menschen mit Migrationshintergrund, die im Ruhrgebiet eine Hochschulreife erreicht haben, und jenen, die einen Hochschulabschluss besitzen (19,8 gegenüber sechs Prozent) ist auffällig. Diese Werte widersprechen übrigens früheren, statistisch untermauerten Thesen, die besagten, dass jene Jugendliche mit Migrati-

onshintergrund, die das Abitur erreichen, zu einem überproportional hohen Anteil studieren (Zentrum für Türkeistudien 1994: 151f.).

Insgesamt kann bei der Betrachtung festgestellt werden, dass im Ruhrgebiet im Vergleich zum Bundesdurchschnitt überdurchschnittlich viele Menschen mit Migrationshintergrund leben, die über höhere Bildungsabschlüsse verfügen. Der Vergleich mit der Nachbarregion Rheinland zeigt aber auch, dass das Bildungs- bzw. Qualifikationsniveau niedriger und die Erwerbssituation ungünstiger ist als in dieser unmittelbar konkurrierenden Region. Das Ruhrgebiet erscheint so als strukturschwächer und damit insgesamt ‚benachteiligt‘, obwohl es im Bundesdurchschnitt nicht schlecht dasteht.

Zu denken gibt, dass die Daten nicht nur die landläufige Annahme bestätigen, dass sich ökonomische Schwäche besonders auf die soziale Situation jener Migranten mit geringer (Schul-)Bildung auswirkt, sondern dass sich sowohl für Deutschland als auch für das Ruhrgebiet eine strukturelle Benachteiligung von Migranten mit ausländischen, aber auch mit inländischen Bildungsabschlüssen erkennen lässt. Das gibt auch deshalb zu denken, weil Hochqualifizierte traditionell mobiler sind als andere Beschäftigtengruppen. Aus Sicht des Ruhrgebiets wäre daher zu befürchten, dass Arbeit suchende hochqualifizierte Migranten in strukturstärkeren Regionen wie dem benachbarten Rheinland nach Erwerbsmöglichkeiten suchen. Im Erfolgsfall können sie es sich dann – anders als gering Qualifi-

zierte – auch eher leisten, in boomende Metropolen mit hohen Mieten umzuziehen (6).

2. Fallstudien

Im Folgenden werden zehn Personen vor allem im Hinblick auf ihren Bildungs- und Berufsweg kurz porträtiert. Ihre Namen sowie Orts- und Firmenbezeichnungen etc. wurden mit Ausnahme der Herren Professor Uslucan und Lufu Ka anonymisiert. Letzterer wollte ausdrücklich nicht, dass sein Name geändert wird (s. Anhang); Professor Uslucan ist einerseits – auch nach eigener Einschätzung – zu bekannt, um nicht erkannt zu werden und hatte andererseits nichts gegen die Veröffentlichung der Interviewergebnisse. Die wahre Identität mancher Interviewter ist vielleicht trotz Anonymisierung zu entdecken. Einige Befragte waren sich dessen bewusst und haben trotzdem an dieser Studie teilgenommen; ihnen fühle ich mich besonders verpflichtet. Großer Dank gebührt selbstverständlich allen für ihr Entgegenkommen, Vertrauen und die geopferte Zeit !

Narrativ geführte Interviews differieren sehr stark von einander. Dies wird in den folgenden Darstellungen inhaltlich durch die sehr unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen und formal durch die verschiedenen Umfänge deutlich. Aus manchen Interviews lässt sich viel zitieren, bei anderen ist es wiederum schwierig, geeignete Zitate zu finden. Besonders aus Interviews mit

Gesprächspartnern, die der deutschen Sprache weniger mächtig sind, eignen sich wörtliche Zitate seltener. Wegen der Wahrung der Authentizität werden die zitierten Passagen sprachlich dennoch nicht geglättet. (Die Transkriptionsregeln finden sich im Anhang.) Es ist aufschlussreich, ob Passagen zum Beispiel stockend, zögerlich oder flüssig gesprochen werden: Dies bringt teilweise zu Tage, wie die Befragten zu dem betreffenden Thema stehen. Es geht selbstverständlich nicht darum, vorhandene oder mangelnde Sprachgewandtheit vorzuführen.

Die (durch alphabetische Großbuchstaben kenntlich gemachte) Einteilung der Falldarstellung folgt nur einem sehr groben ‚Ordnungsprinzip‘ – nämlich demographischen Kriterien (derzeitiger Aufenthaltsort im oder außerhalb des Ruhrgebiets, Einreisalter etc.) und könnte eben so gut auch nach anderen Aspekten vorgenommen werden (7). Diese Form wurde u.a. gewählt, um ‚Parallelfälle‘, die im Anhang zu finden sind, leichter identifizieren zu können. Aber „das Ruhrgebiet verlassen“ bedeutet z.B. nicht, dass die Betroffenen nicht gerne im Ruhrgebiet geblieben wären, wie im ersten Fall gleich deutlich werden wird .

(A) Jene, die das Ruhrgebiet verlassen haben:

Prof. Dr. Suzan Kalafatoğlu (dt./türkische Eltern; Bildungsinländerin), geb. 1965 in Deutschland, Universitätsprofessorin für

(6) Essen und Dortmund verzeichneten z.B. eine allgemein negative Wanderungsbilanz im Vergleich zu anderen westdeutschen Großstädten (s. Buch, T./Hamann, S./Niebuhr, A. 2010: 23-29 u. 38).

(Migrations-)Soziologie, mit Ehemann türkischer Abstammung verheiratet, 2 Kinder)

„ich wollte immer deutsch/türkisch ausbalancieren“)

Die biographische Stegreiferzählung beginnt Frau Professor Kalafatoğlu durch die Betonung, als Ergebnis einer unkonventionellen deutsch-türkischen Verbindung zur Welt gekommen zu sein. Die Eltern widersprechen sämtlichen Klischees von deutsch-türkischen Ehepaaren: Die deutsche Mutter hat (nur) die Volksschule besucht, sei jedoch „ehrgeizig sowie fordernd“ und bringt es zur Verwaltungsfachangestellten. Der fünf Jahre jüngere, „zurückgenommen/zurückhaltende“ Vater ist zu Studienzwecken emigriert und stammt aus der türkischen Mittelschicht.

Bedingt durch Militärdienstleistungspflichten und berufliche Chancenwahrnehmungen des Vaters ist Suzans (8) Kindheit geprägt von Ortswechseln. Geboren wird sie in einer norddeutschen Hafenstadt, kurz vor der Einschulung wechselt die kleine Familie nach Worms, von wo aus sie nach einem Jahr in die Türkei übersiedelt. Der Plan, dauerhaft in der Heimat des Vaters zu bleiben, wird nach der Ableistung eines Jahres des Militär (pflicht)dienstes verworfen und Suzan kehrt mit ihrer Mutter zunächst in ihre Geburtsstadt zurück. Dort bleiben sie, bis der Vater

den Rest seines Militärdienstes als türkischer NATO-Soldat in einem benachbarten europäischen Land absolviert. Im Anschluss erhält er in einer anderen deutschen Hafenstadt einen Job als „Sozialberater“, wie es Frau Professor Kalafatoğlu ausdrückt: *„einen von diesen (...) (Türk-...) Sozialberaterjobs, die damals ((holt tief Luft)) denjenigen (...) gegeben wurden die ähm: über (...) höherwertige Abschlüsse verfüchten, die Deutsch konnten und (...) die Berater in Beratungsdiens-ten tätig sein konnten. Ja, also in X-hafen hat der so ein Job bekomm.“* (Z. 32 -35)

Diese Tätigkeit entspricht nicht unbedingt seinem Studium der Volkswirtschaft, ist aber zu dieser Zeit einerseits für höher qualifizierte aus den ehemaligen ‚Gastarbeiter‘-Anwerbeländern eine Chance zur Einmündung in den Arbeitsmarkt; andererseits ergreift das Aufnahmeland die Möglichkeit, ohne kostenaufwändige Ausbildungsverfahren im Sozialbereich ‚Mittler‘ zu den ‚Migranten einzustellen.

Suzan bleibt in dieser Hafenstadt (von der 4.) bis zur 9. Klasse und habe dort massiv mit Vorurteilen seitens ihres deutschen Umfeldes zu kämpfen gehabt:

„in X-hafen war damals (...) ist heute ganz anders wie ich jetzt weiß. aber ähm, damals war X-hafen dominiert durch ähm (...) also, was die ausländische Bevölkerung anbelangt durch Türken, die in der Fischindustrie gearbeitet haben //mhm// oder auf den: Werften

[7] Einzelne Fälle könnten z.B. auch doppelt zugeordnet werden: So gehört z.B. Frau Professor Kalafatoğlu sowohl zu den Binnenmigranten, die das Ruhrgebiet verlassen haben, als auch in die Reihe jener, die bereits in Deutschland geboren wurden. In den Schlusskapiteln wird dann allen thematisierten Dimensionen gleichermaßen Rechnung getragen.
[8] Solange Kindheits- und Jugendphasen der Interviewten betroffen sind, werden die Vornamen verwendet. Akademische Titel wie Dr. und Professor werden erst den Namen hinzugefügt, wenn sie zu der Lebensphase gehören sowie wenn direkt Bezug auf die Interviewsituation genommen wird.

(.) die ja noch existierten damals. ((holt Luft)) und der ähm: Eindruck der Gesellschaft von diesen Menschen war (.) äh, das sind alles niedrig-qualifizierte (.) Arbeiter (.) die nach: äh im:: besten Fall nur nach Metall, sonst aber nach Fisch riechen“. (Z. 40-46)

Gleichzeitig wurden die ‚Gastarbeiter‘ bei zunehmender Arbeitslosigkeit in den 80er Jahren als Konkurrenz um Erwerbsmöglichkeiten wahrgenommen und Suzan habe dies negativ zu spüren bekommen:

„Das war auch ne Phase (2) in der auch mal wieder starke Ressentiments gegenüber Türken zum Ausdruck gebracht worden sind [und da habe ich] mich immer in dieser ganzen Zeit sehr stark (.) mit dieser Frage deutsch-türkisch (.) auseinandergesetzt.“

(Z. 37-39)

Suzan sei von ihren Mitschüler(innen) der ‚Gast-arbeiter-Community‘ zugerechnet worden, wogegen sie mühevoll anzukämpfen versuchte:

„also ich wurde (.) in diese Image sozusagen reinge(.).zwängt und hab mich sehr versucht daraus zu (.) arbeiten. und da sehr gegen an zuarbeiten. des war sehr schwierig, weil meine Klassenkameraden ((holt Luft)) warn sehr (2) hm:: ((holt Luft)) also warn nicht nett! (.) //mhm// warn unempathisch. @(.).@ und ich ähm (.) hatte ne schwierige (.) Schulzeit. ich war auch die einzige mit irgendn Migrationshintergrund, wie man heute so sagt. //mhm mhm// an diesem Gymnasium.

und äh:, hatte überhaupt niemandem mit dem ich mich da hätte zusammentun können, was dieses Thema anbelangt“. (Z. 49-56)

Die Ausgrenzung wegen ihres Migrationshintergrundes verleidet Suzan die Schulzeit. Nebenbei fragt man sich, wie sie das „Thema“ bewältigen hätte können, wenn sie noch eine Mitschülerin oder einen Mitschüler gehabt hätte, der oder die tatsächlich aus einer ‚Gastarbeiter‘-Familie stammte (9). Ohne an dieser Stelle weiter auf die Heterogenität dessen, was von der Aufnahmegesellschaft oftmals als mehr oder weniger homogene ‚türkische Community‘ bezeichnet wird, eingehen zu wollen, sei auf ein Dilemma der Mittelschichtsangehörigen türkischer Herkunft verwiesen: Oft werden sie mit jenen gleichgestellt, die sich in Deutschland befinden, weil sie selbst oder ihre Vorfahren in der Türkei als niedrig qualifizierte Hilfskräfte angeworben wurden.

Die Beschäftigung mit ihrer binationalen Herkunft macht Suzan – gemäß ihrer eigenen Worte – dann später ganz bewusst zum Studieninhalt. (Auf den nächsten Umzug und die letzten Jahre bis zum Abitur in einer ca. 100 Kilometer entfernten Stadt geht sie nur mit einem einzigen Satz ein. – Ein Zeichen für geringe Relevanz der Ereignisse.). Sehr gezielt wählt Suzan nach ihren Vorstellungen von den Studieninhalten den Studienort aus: *„und nach dem Abitur bin ich nach [Y-Stadt] zum Studium. ich wollte: (2) etwas studiern*

[9] An dieser Stelle muss Erwähnung finden, dass diese Passage (über die wegen Stigmatisierung und Ausgrenzung schwierige Kindheit) ‚schlecht‘ zu dem Eindruck passte, den die Interviewerin sowohl vor Gesprächsbeginn bei früheren Begegnungen mit Frau Professor Kalafatoğlu hatte als auch zum Gesamteindruck der Befragungssituation, in der nachweislich sehr viel gelacht worden war und die ich als ausgesprochen entspannt und heiter bezeichnen würde. Umso stärker tritt hervor, was Suzan damals durchlitten haben musste oder wie dies zumindest retrospektiv erscheint.

(2) das z-zieht sich halt eben so durch, ne äh, dieses was mit, was diese Verbindung zur Türkei ((holt Luft)) ähm (.) stärkt. //mhm mhm// für mich verständlich macht. //mhm// also eigentlich so ne Art Selbstfindungsstudium. ne? //mhm// Turkologie hab ich da studiert in [Y-Stadt], deswegen hab- wurde [Y-Stadt] von mir auch ausgewählt. //mhm// weils dort Turkologie gab“ (Z. 60-65). „Es war gut für mich. ich hab sehr viel gelernt. //mhm// ich hab unheimlich viel über die osmanische Geschichte gelernt [...] dass da viele (.) eigene: (.) hm:: ja, wie sach- Er rungenschaften in die Weltgeschichte eingebracht worden sind [...] also, ich hab, mein mein Bild sozusagen hat sich äh tatsächlich etwas (.) ähm, balanciert. //mhm// Deutschland hier und Türkei da. //mhm// konnt ich jetzt besser so: als (.) gleichwertich (.) betrachten. was mir immer wichtich war. //mhm @.)@// @(.).@ so für meine innere Balance, ne is ja verständlich. (Z. 80-89)

Das Thema, ein Gleichgewicht ‚zwischen deutsch und türkisch‘ herstellen zu wollen, zieht sich als roter Faden durch das Leben bzw. das Interview, und das Verb ‚(aus) balancieren‘ wird noch häufiger gebraucht.

Nach dem (Germanistik/Turkologie/Politologie-)Studium in der ihrem Geburtsort benachbarten Hansestadt schlägt sie sich ein paar Monate finanziell mit diversen Jobs wie Übersetzungen, Sprachunterricht, Alphabetisierungskursleitungen etc. durch, bis sie in der Ruhrmetropole zu einem Vorstellungsgespräch für eine qualifikationsadäquate zeitlich befristete Festanstellung eingeladen wird. Es handelt sich um einen vielfältigen Aufgabenbereich in einer Institution, die sowohl kulturelle und politische Veran-

staltungen mit Bezug zur Türkei und ihren Auswanderern organisiert als auch wissenschaftliche Migrationsstudien betreibt. Dieses Tätigkeitsfeld erscheint ausgesprochen reizvoll – aber „das Ruhrgebiet hat einen schweren Einstieg“ bei ihr gehabt. Bald entdeckt sie zwar unerwartet positive Seiten des Lebens dort, jedoch – gewöhnt an baulich schöne Hansestädte mit viel Grünwuchs – wirkt die Ruhrmetropole beim ersten Besuch deprimierend auf sie:

„und man sah eben dieser Stadt wirklich an, dass sie ((holt Luft)) äh:: Menschen beherbergte die: mit wenig Geld auskommen mussten und dass es um Arbeit ging und um dreckige sch=Arbeit. ne? //mhm// das sah man auf dem Weg (.) //ja// in die Stadt hinein seh:r (.) sehr! gut. und da war ich richtig traurich. //mhm mhm// und hab nur gedacht hoffentlich kommst du bald mal wieder hier (.) weg. //mhm// Dann war aber diese Arbeit sehr interessant und ich war unheimlich vernetzt. und ich hatte das was ich in: da- bis dato ja nie hatte. mit so viel Türken zusammen zu sein. //ja// und ich hab auch festgestellt ((holt Luft)) dass die Gesellschaft sehr stark diese Menschen, also überall. gibt es sie. //mhm// nicht nur in meim (.) Job, sondern ((holt Luft)) überall begehrte man Menschen mit (.) Migrationshintergrund. Es war relativ selbstverständlich dass die auch schon in irgendwelchen [guten] Positionen: sind“ [Nennung konkreter Beispiele] (Z. 186-197).

Frau Professor Kalafatoğlu betont mehrmals, wie schön dieser Lebensabschnitt aus verschiedenen Gründen für sie war. Ausschlaggebend sei die Möglichkeit des Umgangs mit Hochqualifizierten türkischer Ab-

stammung und die Normalität der Präsenz vieler Migrantinnen und Migranten gewesen, aber sie schätzt auch die vorherrschenden Verhaltens- und Umgangsmuster der Einheimischen (über die bekannten positiven Stereotype der Herzlichkeit, Offenheit und Hilfsbereitschaft – die sie auch erwähnt – hinaus):

„... und dieses Ruhrgebiet mit sein (.) mit seiner Ausstrahlung nach Westfalen hoch // mhm// und ins Rheinland runter ((holt Luft)) ist ja n riesiger Ballungsraum. //mhm// der sich auch (.) schon begreift als ein Raum in dem man (.) sich selbstverständlich über große Distanzen an einem Tag hin und her bewegt. //mhm mhm// dieses Bewegen. dieses (.) //mhm// migrieren @innerhalb@ des Raumes, glaub ich. ((holt Luft)) äh: sorgt für ne größere Flexibilität dieser Menschen hm, sach ich jetzt einfach mal. vielleicht auch geistlich. //mhm// vielleicht, ne?“ (Z. 230-237).

Die Wortwahl in dieser Interviewpassage ist interessant: Frau Professor Kalafatoğlu benutzt das Verb „migrieren“ im Zusammenhang mit der Bereitschaft der im Ruhrgebiet Ansässigen, sich innerhalb der Region häufig von Ort zu Ort zu bewegen und bringt dies in Verbindung mit geistiger Flexibilität. Das suggeriert gleichzeitig, dass räumlich flexible Menschen einen beweglicheren Verstand hätten und dass im Ruhrgebiet ‚Migration‘ bereits auf Binnenniveau alltäglich sei. Jedenfalls äußert sie sich durchweg positiv über die dortige Lebenshaltung. Sie wäre vielleicht auch bei ihrem ersten Arbeitgeber im Ruhrgebiet geblieben, wenn nicht

„viele eben dann auch immer gefragt haben, ja (.) pf worüber promovieren Sie denn jetzt //

mhm mhm// eigentlich? Oder sind Sie schon promoviert? Warum sind Sie nicht promoviert? ((holt Luft)) //mhm mhm// Irgendwann ging mir das unheimlich auf die Nerven. //@ (2)@// @dann hab ich gesagt@ so dann muss ich //@ (3)@// jetzt mal kucken. dass ich ((holt Luft)) promoviere. weil das äh: @ (.) @ das passt zum Job passt nicht, dass ich nicht promoviert bin“ (Z. 18-24).

Es sei also weniger ihr eigener Ehrgeiz als der von außen an sie heran getragene Anspruch gewesen, der sie promovieren ließ. Ohne Schwierigkeiten findet sie an einer Universität in der Umgebung eine Doktoranden-Stelle bei einem relativ bekannten Professor für Soziologie (ein Fach, das sie übrigens während des Studiums gar nicht belegt hatte). Gleich nach Abschluss des Promotionsverfahrens wird sie von ihrem Doktorvater in ein „sehr großes Forschungsprojekt“ eingebunden, das als „habilitationsäquivalent“ gilt und auf Grund dessen sie schließlich eine W2-Professur erhält. Den Ruf erhält sie aus einer norddeutschen Stadt, in der sie bereits in einer ihrer Kindheitsstationen gelebt hatte.

Zum Interviewzeitpunkt (10) ist sie nach wie vor Professorin im selben Bereich. Da sie mehrere Rufe an andere Universitäten erhielt, wurde sie als Bleibeanreiz inzwischen in die Kategorie „W3“ gestuft. An diesem Ort möchte sie noch für unbestimmte Zeit bleiben, da sie hier auch ihrem späteren Ehemann (türkischer Herkunft) begegnete, mit dem Frau Professor Kalafatoğlu inzwischen zwei Kinder hat.

Mit ihrer Arbeit und der sozialen Einbindung am Ort ihres jetzigen Wirkens ist sie nicht unzufrieden, zieht jedoch im Verlauf des Interviews öfter den Vergleich mit dem Ruhrgebiet, der – vor allem im Hinblick auf Integrationspolitik – zu Gunsten von letzterem ausfällt. Dort sei ein Migrationshintergrund eben wesentlich alltäglicher, „als das hier in Norddeutschland (...) //ja// respektive in [Stadt] der Fall ist. das dauert noch ,ne Weile bis- und äh, was mich ganz ähm: völlig irritiert hat war (...) äh überhaupt der Stand des Integrations:- ähm, von Integrationsprojekten:, von (...) ähm, Relevanz des Themas Integration im Alltag. //mhm mhm// und auch hier in den Behörden. //mhm mhm// in der (...) hm, Behörde heißt ja nun mal (...) Ministerium, sprich ne? //ja// äh::, für Nordrheinwestfalen ist das ein (...) zentrales Thema, schon länger. Kernthema. //mhm// ich weiß dass seit der Zeit im [XY-Institut], das ist schon ne lange Zeit (...) //mhm// in der das in Nordrheinwestfalen intensivst bearbeitet wird. wo (...) Projekte gemacht werden ((holt Luft)) kreativ drüber nachgedacht wird //mhm// da sch=lach hie:r, oben alles noch im tiefsten Dornröschenschlaf. //mhm. mhm mhm// als ich hierhergekommen bin (...) zweitausendvier war ich (...) wirklich völllich konsterniert von der Rückständigkeit (...) //mhm// im Hinblick auf ähm //mhm// die S:elbstverständlichkeit im Umgang mit Integratio:n und Interkulturalität. [...]also da hat ich so das Gefühl man is hier quasi zehn Jahre zurück. Das ändert sich weil hier [...] schafft des schon auch langsam den An-

schluss //mhm// zu kriegen. //mhm// Aber das hat mich sehr sehr (...) verwundert und mich auch (...) befremdet. //mhm// und auch immer wieder dazu beigetragen, dass ich mir ge- w-wieder gewünscht hab, ach könnt ich doch @wieder im Ruhrgebiet sein@ //@2@//, ((schlägt mit der Hand auf den Tisch)) wo das alles viel @selbstverständlicher ist@.“ (Z. 279-405)

An einer Stelle reflektiert Frau Professor Kalafatoğlu, dass sie diese Phase ihres Lebens vielleicht retrospektiv verklärt. In anderem Zusammenhang (mit Bezug auf ihre Vortragstätigkeit als Wissenschaftlerin) erzählt sie jedoch detailliert von konkreten Erlebnissen und Wieder-Begegnungen mit Freunden und Bekannten von früher, wenn sie Einladungen zu Veranstaltungen in NRW annimmt. Sie bezeichne sich sogar andernorts als Repräsentantin des Ruhrgebiets:

„also Bedauern, dass ich jetzt nicht mehr in der Region bin gleichzeitig. //mhm// sowas wie ähm: (...) Freude. ich sach dann immer ich bin die Botschafterin des Ruhrgebiets. @(.).@ @in Norddeutschland@ @2@“. (Z. 284-287)

Erwähnenswert ist noch, dass Frau Professor Kalafatoğlu nichts mehr über Marginalisierungstendenzen nach ihrer Schulzeit von sich aus erzählt. Bemerkenswerter Weise beantwortet sie die Frage der Interviewerin nach Diskriminierungen im Beruf mit Erfahrungen subtiler Zurücksetzungen durch Behördenvertreter auf mittlerer Ebene. Sie habe öfter erlebt, dass die betreffenden Staats-

(10) Die Erhebungen wurden im Zeitraum Juni bis Oktober 2010 durchgeführt. An dieser Stelle soll generell darauf hingewiesen werden, dass das Interviewdatum als Stichpunkt gilt und später erhaltene Mitteilungen zu biographischen Entwicklungen als zusätzliche Informationen eingefügt werden.

repräsentanten ihre vermeintliche sprachliche Überlegenheit zum Ausdruck bringen wollten – in der Annahme, Frau Professor Kalafatoğlu Muttersprache sei nicht Deutsch. Dann wären Äußerungen getätigt worden, wie z.B.:

„ja, sie haben da gerade einen Ausdruck benutzt (.) //mhm// also, ich weiß gar nicht, wollten sie den wirklich so benutzen? //mhm// so ne A- Annahme, dass ich nich sicher wäre in de:r (.) //ja// Verwendung von Begriffen“. (Z. 327-329)

Im Zusammenhang mit ihren Berufstätigkeiten, die immer einen eindeutigen Bezug zu Migrationsthemen hatten (und bis heute haben) tätigt Frau Professor Kalafatoğlu Äußerungen, die etwas widersprüchlich wirken könnten, aber nur die Paradoxien widerspiegelt, denen sie ausgesetzt ist: Zum einen werde sie manchmal ‚verdächtigt, wegen ihres Migrationshintergrundes nicht neutral‘ sein zu können. Zum anderen werde sie ständig ‚wie so ne Art Migrationspolizei‘ als Kontrollorgan wegen ihrer doppelten Expertise (als Wissenschaftlerin und selbst Betroffene) herangezogen, wenn es um entsprechende Themen gehe – was sie sich manchmal ‚ein bisschen blöd vor(kommen)‘ lasse.

All die widersprüchlichen Aspekte im Kontext mit Migration ‚ausbalancieren‘ zu wollen, erscheint in dem Interview mit Frau Professor Dr. Kalafatoğlu als eine – dezidiert selbst gewählte – Aufgabe, deren Bewälti-

gung sie durchaus humorvoll anzupacken scheint.

Dr. Bakir Ford (Bildungsinländer), geb.1961 im Kosovo, Orthopäde

(„jeder ist seines Glückes Schmied“)

Die Eltern haben sich „klassischer Weise als Gastarbeiter nach Deutschland auf den Weg gemacht“. Dies ist der dritte Satz der biographischen Stegreiferzählung Herrn Dr. Fords. Davor gibt er nach Nennung seines Geburtsdatums bekannt, dass er die ersten fünf Jahre seines Lebens in der Geburts- und Heimatregion seiner Eltern bei Oma und Opa verbracht habe. Dr. Bakir Ford äußert kein Bedauern darüber und erwähnt noch nicht einmal, in welchem Alter er bei den Großeltern zurückgelassen wurde; er stellt sich nicht als frühkindliches Opfer des Familienhandlungsschemas dar (11).

In Deutschland wird Bakirs jüngerer Bruder geboren, er selber vor der Einschulung mit sechs Jahren nach Essen zu seiner (Kern-) Familie geholt. Der Vater erlebt den Schulbeginn seines älteren Sohnes nicht mehr und verstirbt 29-jährig an Krebs. Die Mutter hat keine formale Bildung genossen und die beiden Söhne „durchgebracht, als Fabrikarbeiterin und durch Putztätigkeiten“. Aus „materieller Sicht“ sei daher „die Kindheit relativ hart“ gewesen, kommentiert Herr Dr. Ford ohne Larmoyanz (Z. 17). Schon in den ersten 25 Zeilen der biographischen Steg-

[11] Siehe als Kontrast dazu den Fall Dilek (frühere Studie), die im zweiten Satz erklärt, als 9 Monate altes Baby von ihrer Mutter wegen Arbeitsmigration verlassen worden zu sein und dies nie verziehen und verwunden habe (Ofner 2003: 155). Bakir kann nicht viel älter gewesen sein, im Alter von 6 Jahren wurde er bereits in Deutschland eingeschult.

reiferzählung verdeutlicht er seine Lebenshaltung:

„Auf der anderen Seite war es f-für (.) im Nachhinein gesehen für m:-meine Persönlichkeitsentwicklung (.) ähm (2) ganz entscheidend in dieser Biographie. dass ich früh lernen musste Verantwortung zu übernehmen. u:nd (.) begriffen habe, dass man (.) ähm, (.) nur weiterkommt (.) indem ma:n, ähm an sich selber glaubt. u:nd der Sp- (.) alte Volksspruch, jeder ist es- seine seines Glückes Schmied. ähm: (.) war für mich so etwas wie ein Credo“. (Z. 19-24)

Ein wenig im Widerspruch zu dem „Credo“, jeder sei für seinen Werdegang allein verantwortlich, steht die sofort im Anschluss getätigte Aussage, „ich habe Glück gehabt, dass ich nach der Grundschule in ein Gymnasium gekommen bin, gute Lehrer hatte (...) über die ich gelernt habe, dass sich Leistung lohnt“ (Z. 25-28). Auf spätere Nachfrage, die sogar eher suggestiven Charakter hatte (es seien wohl die guten Leistungen in der Grundschule und weniger „Glück“ gewesen), bleibt Herr Dr. Ford bescheiden dabei, dass er es lediglich der Hartnäckigkeit seiner Mutter zu verdanken habe, auf dem Gymnasium gelandet zu sein. Die bis dahin erzielten Noten hätten eigentlich für eine Gymnasialempfehlung nicht gereicht.

Wie es dem Interviewten auf dem Gymnasium erging, überspringt er und kommt gleich zum Abschlussresultat seiner Schulzeit:

„hab (.) ähm jahrgangsbestes Abitur abgeschlossen. und dann das Glück gehabt in: (.) eine Hochbegabten-Förderung aufgenommen zu werden. die: mich das Studium über (.) unterstützt hat.“ (Z. 31-33)

Wiederum wird „Glück“ ins Spiel gebracht. Diesmal ist Bakir tatsächlich selber „seines Glückes Schmied“, denn die Hochbegabten-Förderung erhält er auf Grund seines ausgezeichneten Abiturs. Sie ermöglicht ihm „eine relativ angenehme Studienzeit“ aber das Stipendium reichte ihm für den Unterhalt nicht aus („...trotzdem hätte man davon nicht leben können“) (Z. 34f.).

Ähnlich wie oben bezüglich seiner Kindheit in Armut (die positiv für seine Persönlichkeitsentwicklung gewesen sei), schöpft Bakir auch aus dem Umstand, neben dem Studium erwerbstätig sein zu müssen, Können und Wissen, das er in kulturelles Kapital umzuwandeln vermochte:

„Da meine Mutter (.) nicht die finanziellen Mittel hatte um mich zu unterstützen hab ich nebenbei noch gearbeitet. äh:m (3) das hat mir wiederum (.) ähm: (.) viele Erfahrungen im geschäftlichen Bereich //mhm// gebracht. //mhm// im kaufmännischen Bereich (.) wie man Geld verdient. u:nd ähm, wie man (.) Projekte (2) ähm, sich ausdenkt und realisiert und erfolgreich zum Abschluss bringt.“ (Z. 35-40)

Eine „große Firma“ wirbt Bakir von einer Agentur ab, die ihn als Hilfskraft zur Durchführung eines Auftrages bei besagtem Großunternehmen angeheuert hatte. Künftig erledigt er die Werbeaktionen in Eigenregie (Planung, Organisation, Mitarbeiter-Anleitung, Durchführung, Abrechnung, Preisverhandlungen).

„(Das) hat erstens Spaß gemacht, zweitens hat es Geld in die knappe Studentenkasse gespült und drittens hat's mich geschäftlich weiter gebracht.“ (Z. 85-87)

Teile des Studiums absolviert Bakir in Mailand und London. Er versucht, einen best- und größtmöglichen Kenntnisstand zu erlangen:

„Nach dem Studium (.) äh: hab ich in, unterschiedlichen Stationen gearbeitet. ähm (.) äh, in der Medizin [...] die Stationen dienten (.) dazu mein: (.) das Wissen (.) in meim Gebiet (.) ähm (.) soweit wie möglich auszudehnen. und auf einen Stand zu kommen (.) um mich dann (.) selbstständig machen zu können.“ (Z. 40-44)

Es sei ihm mit Abschluss des Studiums klar gewesen, dass er wegen des zu beobachtenden Prozesses der Entwicklung in eine „Zwei-Klassen-Medizin“ nicht im Ruhrgebiet tätig werden wolle. Viele der Leistungen, die früher von den Krankenkassen übernommen wurden, müssten die Patienten nunmehr privat bezahlen. Als Kassenarzt im Ruhrgebiet stünden die finanziellen Chancen schlecht, man müsse dorthin gehen, wo Kaufkraft vorhanden ist.

Um eine Praxis mit Renomé aufbauen und auch finanziell erfolgreich sein zu können, sieht der inzwischen promovierte Bakir noch einen Stolperstein, den er beseitigt: Seinen ‚ausländisch‘ klingenden Namen. Er behält zwar seinen muslimischen Vornamen, wählt jedoch einen Nachnamen, den man mit den USA assoziiere:

„Der ist amerikanisch. und das ist kein Zufall. //mhm// dieser Namenswechsel (.) ähm:, war ne ganz bewusste (2) berufliche Entscheidung. //mhm// muss ich sagen. ähm (2) weil ich glaube, dass man (.) mit eim ausländischen Namen, ein immer noch sehr viel (2) hm:: mh:: weniger Karrierechancen hat,

oder es einfach sehr sehr viel schwerer hat (.) //mhm// eine Karriere zu machen (.) als mit einem (.) eher internationalen Namen. //mhm// ein Name aus dem: Südosten Europas, mit -witsch am Ende (.) //mhm// ähm: (.) äh:: hm: (2) kann schon (.) eher hinderlich sein.“ (Z. 157-164)

Die mit dem Namenswechsel verbundenen Gebühren werden von ihm als ‚die beste Investition seines Lebens‘ gewertet. Sehr detailliert – im Verhältnis zu seinem sonst eher ökonomisch-knappen Erzählstil – schildert Herr Dr. Ford dann, wie er seinem Umfeld die Gründe für diese Entscheidung plausibel machte. Die Ausführlichkeit seiner Erklärungen lässt darauf schließen, dass es ihm – sowohl seinem Verwandten- und Bekanntenkreis als auch der Interviewerin gegenüber – wichtig ist, so einen gravierenden Schritt zu begründen.

In diesem Zusammenhang ist noch erwähnenswert, dass im zuletzt zitierten Interview-Ausschnitt von „ausländischen Namen“ die Rede ist und vom Befragten offensichtlich ‚amerikanisch‘ in einer anderen ‚Auslands-Kategorie‘ verortet wird. Wie vom Großteil der Aufnahmegesellschaft mit ‚ausländisch‘ oftmals die Abstammung aus bestimmten (ökonomisch schwächeren) Staaten und Regionen (südlich, besonders südöstlich von Deutschland, aus denen der überwiegende Anteil der Migranten stammt) assoziiert wird, verbindet auch Herr Dr. Ford damit dieselben Länder (siehe auch den nächsten Interview-Ausschnitt) und scheint damit die Perspektive der Mehrheitsbevölkerung zu übernehmen.

Es mag in diesem Kontext nicht besonders überraschen, dass er frühzeitig die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hat (1991 im Alter von 20 Jahren). In Verbindung mit den Ausführungen zu Gründen seines Namenswechsels kommt er auf die Behandlung durch die Deutschen zu sprechen:

„Ich habe mich als (2) ähm: trotz meines ausländischen Namens (.) nie: (2) diskriminiert //mhm// gefühlt! ähm. weder in der Schule (.) noch im Studium. ähm und bei: (.) aller (2) ähm: (.) v-vielleicht ähm, Ungleichbehandlung (.) die man den Deutschen in Bezug auf Ausländer vorwirft. Ich kann das für mich nicht sagen. Ich kann: eigentlich sogar sagen, dass die Deutschen immer extrem fair zu mir waren. und ähm (.) äh: ich eine Diskriminierung wirklich nicht gespürt habe. //mhm// ähm: oder es nicht zulassen wollte. wie auch immer //mhm// ähm trotzdem glaub ich, dass für eine große Karriere (.) ein: ausländischer Name (.) sü:deuropäischer (.) o:der (.) türkischer (.) //mhm// äh, oder afrikanischer äh Herkunft (.) eher ein Nachteil darstellt (3) ein spanischer Name nicht so sehr. und ein italienischer Name auch nicht so sehr //mhm mhm// aber (.) ich glaube Südosteuropa und ähm: äh Kleinasien eben.“ (Z. 169-177)

In diesem Ausschnitt fällt auf, dass Herr Dr. Ford bei der Thematisierung von Marginalisierung stellenweise etwas stockend spricht, was auf eine Art von Irritation hinweisen könnte. Diese Vermutung wird bestärkt durch seine – von Ambivalenz nicht völlig freie – Haltung, die beim Thema Diskriminierung zum Vorschein kommt: Nach der Bemerkung, nirgendwo benachteiligt worden zu sein, bringt er prompt eine einschneidende

Relativierung an: „oder es nicht zulassen wollte“. Insgesamt wird deutlich, dass es ihm nicht als irrelevant erscheint, ob und welchen Migrationshintergrund jemand hat. Gegen negative Stereotypisierungen hat er sich seinen Ausführungen zufolge – mehr oder weniger bewusst – erfolgreich gewappnet bzw. gepanzert, und sich nicht von seinen Zielen ablenken lassen. Wenn er von ‚einer großen Karriere‘ spricht (s. oben), wäre dies m.E. in Bezug auf seine Person nicht übertrieben. Seine Praxis (in der das Interview geführt wurde) befindet sich in der teuersten Geschäftslage der Stadt, ist überaus gepflegt und zählt „jetzt dreiundzwanzig Mitarbeiter“.

Im Rheinland fühlt sich Herr Dr. Ford insgesamt sehr gut. Abgesehen von der ökonomisch schwierigeren Situation im Ruhrgebiet („wirtschaftlich unterprivilegiert“), findet er sehr positive Worte für seinen Bewohner:

„Ich würde sagen das Ruhrgebiet (.) ähm (2) ist für mich von der Mentalität (.) ähm, eine wunderbare Region. ähm, die Menschen sind (.) herz- dire- herzlich und direkt. //mhm// ähm: ehrlich und unverstellt.//mhm// wenn man das so pauschaliern kann.“ (Z. 121-123)

Seine Zukunft sieht der Befragte am Ort seines derzeitigen Wirkens. Ebenfalls weggezogen sind Herr Dr. (med.) Agha (wegen zu großer Schwierigkeiten, seinen ausländischen Studienabschluss in NRW anerkannt zu bekommen – siehe Anhang); Frau Professor Reer (Beispiel folgt) arbeitet zwar nach wie vor im Ruhrgebiet, pendelt jedoch wegen ungünstiger Wohn- und Kinderbetreuungssituation zu ihrem Hauptwohnsitz in einem diesbezüglich attraktiveren, südlich gelegenen Bundesland; genauso hält es Herr Dodds

(folgt); Tanja Kowalski (folgt) und Prof. Anna Dobriwodi (s. Anhang) befinden sich ihrer wissenschaftlichen Karriere wegen außerhalb des Ruhrgebietes, möchten aber beide zurück kehren.

(B) Jene, die mit einem abgeschlossenen Studium kamen

Professor PhD Shelly Reer (Bildungsausländerin), geb. 1959 in Kanada, Universitätsprofessorin für Politologie (mit deutschem Mann verheiratet, 13-jährige Tochter)

„Bildung schafft diese Hierarchie der Nationen nicht weg, leider, leider!“

Frau Reers Großeltern waren von Portugal nach Kanada ausgewandert. Sie selbst kam mit einem Doktoranden-Stipendium nach Deutschland, nachdem sie sich während des Studiums auf ein polit-ökonomisches Thema mit Deutschland-Bezug spezialisiert hatte. Sie verliebte sich in einen deutschen Diplomingenieur für Garten- und Landschaftsbau – ihren späteren Ehemann. Einer der thematischen Studienschwerpunkte von Dr. Shelly Reer besichert ihr ein Postdoc-Stipendium für einen achtjährigen Indien-Aufenthalt, den sie zusammen mit ihrem – gleichfalls dort tätigen – Ehemann absolviert. Zwei Jahre vor Ablauf des Forschungsprojekts wird ihre Tochter auf dem Subkontinent geboren. Die Familie plant, im Anschluss nach Kanada zu ziehen und Frau Dr. Reer beginnt, sich nach einer geeigneten Stelle umzusehen. Sie stößt auf eine Ausschreibung der Universität Bochum für eine Professorenstelle, die zufällig wie ‚maßgeschneidert‘ auf ihr sehr spezielles Qualifikationsprofil passt. Frau Dr. Reer

bewirbt sich und wird prompt genommen. Das überrascht beide Ehepartner: Sie hätte nicht gedacht, in Deutschland eine Professoren-Stelle zu finden, und er hätte nichts dagegen gehabt, mit ihr nach Kanada zu gehen.

Beruflich ist Frau Professor Reer in ihrer jetzigen Position äußerst zufrieden. Sie wurde sofort verbeamtet und hat inzwischen eine W3-Professur inne. Was ihr Leben etwas anstrengend gestaltet, ist die Pendelei (aber Frau Professor Reer dramatisiert das in ihrer Erzählung keineswegs). Die Familie wohnt in einem südlichen Bundesland und sie selbst hat im Ruhrgebiet nur eine Wohnung, in der sie sich von Montag bis Donnerstag aufhält. Diese Konstellation ergab sich zum Zeitpunkt der Einschulung der Tochter. Es ließ sich zum einen für sie keine Ganztagsbetreuung organisieren und zum anderen war es ihnen nicht gelungen, im Umkreis von Bochum ein passendes Wohnobjekt zu finden. In anderer Hinsicht erschien das Ruhrgebiet durchaus attraktiv:

„eigentlich find ich das Kulturleben hier wirklich super. //mhm// und wir haben auch Freunde hier. das war nicht //mhm// für uns so einfach diese Dinge aufzugeben. //mhm// also (.) Kultur und die: ahm (.) Lebenseinstellung finde isch hier eigentlich (.) ganz toll. aber //mhm// die Infrastruktur fehlte einfach //mhm// und auch so Kleinigkeiten. isch meine von dem Bahnhof zum Uni zu kommen ist nicht so einfach. es gibt nur Busse. es gibt den Straßenbahn ahm ah: //@(.).@// muss man, ist man verschwitzt bis man an Arbeitsplatz //hm hm hm// kommt. also (2) die Infrastruktur hier ist völlich ungeeignet ahm. //mhm// fü:r, für Leute wie wir @(.).@“ (Z. 14-22)

Mit ‚Infrastruktur‘ meint Frau Professor Reer vor allem auch die Möglichkeiten für ein „Dual-Career“-Ehepaar, den Nachwuchs betreuen zu lassen. Die von ihnen zunächst präferierte Grundschule habe sich in einer Wohngegend für Besserverdienende befunden, in der die Mütter nicht berufstätig gewesen seien („besser hieß auch, dass die Frauen *ahm*, *Zuhause* sind. @(.).@“ Z. 191f.)). Der Schuldirektor habe sie wie eine Rabenmutter behandelt. Überhaupt habe das „Dual-Career“-Konzept – zumindest vor sieben Jahren, als sie die Erfahrungen machte – im Ruhrgebiet noch keine nennenswerte Verbreitung und noch weniger Akzeptanz gefunden. Erst recht die Möglichkeit, dass die Ehefrau das höhere Einkommen beziehe, sei in den Köpfen (z.B. des Finanzamtspersonals) nicht vorhanden. Frau Professor Reer flicht zwar öfter ein, dass sich inzwischen manches verändert habe, betont aber gleichzeitig, dass sie – erneut vor die Wahl des Hauptwohnsitzes gestellt – wieder den selben Entschluss fassen würde („*abe:r*, *ich kann*.; *nischt sagen*, dass wir jetzt heute *anders entscheiden würden*“ (Z. 154)).

Sie berichtet im Zusammenhang mit verschiedenen Problemen – als berufstätige Mutter, Ausländerin, Hochqualifizierte etc. wahrgenommen zu werden – detailliert von konkreten Vorkommnissen, was sich von ihrem sonstigen knappen Erzählstil abhebt (was als Indiz für das Maß der Bedeutung des Themas für die Betroffene gewertet kann).

Eine Episode wäre besonders hervorzuheben: Da sie aus eigenen – schlechten – Erfahrungen wisse, was man beim Ausländer-

amt erleben kann, begleitete sie einen ihren wissenschaftlichen Mitarbeiter japanischer Herkunft:

„jedes Mal haben sie ihn behandelt als ob er versuchen wurde hier zu bleiben. und Japan is doch eine Industrieland. niemand will ahm, unbedingt, lieber in Deutschland sein. und dann bin ich einmal mit ihm hingegangen (.) und die Frau hat uns ((atmet tief ein)) ahm wirklich: s:ehr ahm (2) unfreundlich, behandelt. ((atmet aus)) ahm: wir haben erklärt, dass er in eine Forschungs- er musste immer (.), er hatte immer befristete Arbeitsverträge, weil er in Forschungsprojekte warn. und ahm das mussten wir dann ihr (.) jedesmal dann erklärn (.) ahm //mhm// was für eine Arbeitsverhältnis //ja ja// es ist. und ich kann misch daran erinnern, einmal hat sie [...] ihre Zigaretten genommen [und] wir sitzen da, während sie ihre Zigarettenpause macht ((atmet ein)) und dann als sie zurück kam hab ich ihr meine Visitenkarte gegeben und sie ist fast von Stuhl gefallen als sie gemerkt hat, dass ich @Professorin bin@.“ (Z. 241-254)

In der Gegend seien eben hochqualifizierte Frauen selten, die nachmittags ihre Kinder betreut haben wollen, mehr als ihre Männer verdienen oder gar noch männliche Mitarbeiter haben, die sie zur Ausländerbehörde begleiten („*alle diese Dinge werden hier irgendwie: ahm, nischt eingeordnet. @(.).@*“ (Z.278)).

Interessant ist weiterhin, dass sie erzählt, in Kanada sei sie wegen ihres (mediterranen) Teints und ihrer schwarzen Haare niemals diskriminiert worden. In Deutschland sei sie dann besonders auf der Ausländerbehörde

damals als Doktorandin trotz ihres Status als Universitätsabsolventin von den jeweiligen Sachbearbeitern so lange schlecht behandelt worden, bis sich herausstellte, dass sie gebürtige Kanadierin sei. Danach habe sie feststellen können, dass „ein Schalter umgelegt“ und das Verhalten ihr gegenüber schlagartig verändert worden sei (17) („*Bildung (.) ahm::, schafft diese Hierarchie der Nationen nischt weg! @(.)@ //mhm// leider, leider. @ (2) @*“ [Z. 313f.]).

An dieser Stelle und nicht zuletzt sollte noch (mals) darauf hingewiesen werden, dass Frau Professor Reer verbeamtet wurde, noch bevor sie ein Dauervisum erhielt:

„ich wusste es auch nicht. jeder hat mir gesagt vorher das wird nischt passieren. und dann ist es gleich am ersten Tag passiert die unbefristete Lebensstelle hatte ich, bevor ich die unbefristete @Aufenthaltserlaubnis hatte@. [...] @ (2) @ man kann sich fragen wie das geht. @ (2) @ „ich war auch gleich verbeamtet. //mhm// ich hab (.) den Eid gesprochen @ (2) @.“ [Z. 380-387]

Jonathan Dodds, EU-Bürger, Manager in einem internationalen Konzern, geb. 1973 in Belfast (Nordirland), studierte Ökonomie und ist von Anbeginn seiner Berufstätigkeit phasenweise im Ausland eingesetzt

„... many people were saying: Don't stay in Essen. Dusseldorf is better“

Jonathan ist der jüngere der beiden Söhne eines (nord-)irischen Profi-Sportlers und einer US-amerikanischen Akademikerin. Als er ins schulpflichtige Alter kommt, zieht seine Familie nach London um. Dort leben sie in einem Umfeld mit vielen Nachkommen von Migranten aus aller Welt („from many different places and countries“). Seine Leidenschaften sind Sport und Reisen, sein fachliches Interesse gilt ‚business‘. Auch wegen seiner sportlichen Erfolge habe Jonathan für sein Ökonomie-Studium ein Stipendium an einer renommierten englischen Universität erhalten. Gleichzeitig absolviert er ein bezahltes Praktikum in einem internationalen Konzern, der ihn nach Studienabschluss übernimmt. Er arbeitet für einige Jahre phasenweise im Ausland und entwickelt das Bedürfnis, sich eine Stelle in einem Unternehmen zu suchen, die ihm längere Auslandsaufenthalte ermöglicht. Als ihm von einem anderen internationalen Konzern ein Job im Ruhrgebiet angeboten wird, für den er noch nicht einmal Deutsch lernen muss, nimmt er gerne an.

Mit seinem Tätigkeitsfeld ist er zufrieden und Deutschland ist nicht zu weit vom Vereinigten Königreich entfernt. Außerdem kann man von hier aus schnell Wochenendausflüge in benachbarte Länder unternehmen. Seine neuen Kollegen im Ruhrgebiet und Freunde aus dem Golf-Club raten ihm, von seiner anfänglichen Unterkunft in Essen ins schickere Düsseldorf zu ziehen („... don't stay in Essen. Dusseldorf is better“).

(12) In dem Zusammenhang verdanke ich folgenden Hinweis der Ethnologin und Juristin Angela Pohlmann: Die Verhaltensänderung kann auch mit engen bilateralen Abkommen zum Austausch von Wissenschaftlern zusammenhängen.

In Essen ist er von der auffälligen Hilfsbereitschaft der Menschen sehr angetan. Er führt dies auf den Umstand zurück, dass es da so wenig Ausländer gäbe. Da er der deutschen Sprache nicht mächtig ist, meint Herr Dodds wohl, dass es wenig fremdsprachige Ausländer wie ihn gäbe (*„... maybe also because there weren't that many foreigners coming to the area, they were always happy to help me“* (Z. 121f.)). Überhaupt erscheint es ihm, als ob die Menschen sehr ähnliche Lebensgewohnheiten hätten und sich alles in sehr eingefahrenen Bahnen bewege. Er belegt dies mit Beispielen bei der Wohnungssuche oder dass außerhalb der sehr eng festgelegten Stoßzeiten die öffentlichen Verkehrsmittel in großen Abständen führen.

Herr Dodds entspricht während des Interviews den positiven Klischees eines ‚Gentleman‘. Es hätte nicht zu seiner höflichen Ausdrucksweise gepasst, ein Adjektiv wie „provinziell“ zu benutzen aber ‚übersetzt‘ läuft es darauf hinaus: Es sei schwierig, sich jenseits festgetretener Pfade zu bewegen (*„if you want to do something a little bit different, than it's very difficult“* (Z. 109f.)). Das sei übrigens in Düsseldorf nicht viel anders.

Zu anderen Unterschieden zwischen den beiden Städten befragt, äußert Herr Dodds, dass es in Düsseldorf besonders viele nette Cafés und gute Restaurants gäbe. Er wäre aber trotzdem nicht dorthin gezogen, wenn er den Essener Stadtteil Rüttenscheid früher entdeckt hätte. So deprimierend die Innenstadt Essens sei, so gut gefiele es ihm in Rüttenscheid (*„I would say that this nice area of Essen, I haven't found a similar nice area in Dusseldorf“* (Z. 149f.)).

Abschließend gibt Herr Dodds noch einen ausdrücklichen Rat an die Verfasser von Stadtführern zum Thema ‚Lebensqualität und Sehenswürdigkeit von Essen‘: Sie sollten besser auf solche interessante Viertel u.ä. hinweisen, statt den Besuch eines historischen Kohlebergwerkes zu empfehlen (*„I would never go to a city to see an old colliery“* (Z. 153f.)).

In starkem Kontrast zu den bruchlos verlaufenden Karrieren des Managers Jonathan Dodds und der Wissenschaftlerin Shelly Reer, kämpfen zwei andere befragte Bildungsausländerinnen auf dem untersten Einkommensniveau um ihre Existenz: Die ‚Aussiedler-Gattin‘ Natascha Baum und die iranische Lehrerin Setareh Sareh können ihr akademisches Wissen auf dem deutschen Arbeitsmarkt nicht verwerten, da ihre Universitätsabschlüsse nicht anerkannt werden (siehe Anhang). Frau Baum verdient ihren Lebensunterhalt hauptsächlich als Reinigungskraft und Frau Sareh als Tagesmutter.

(C) Jene, die zum Studium kamen

Babak Akbari mit iranischem Abitur und dt. (Fach-)Hochschulabschluss, geb. 1961 im Iran, Maschinenbau-Dipl.-Ing. (FH), mit iranischer Frau verheiratet, kinderlos (fährt Taxi)

„so bald ich hier in Deutschland war, hab ich mich so wohl gefühlt“

Die Erzählung von Herrn Dipl.-Ing. Akbari ist geprägt von den Brüchen, die sein Leben beeinträchtigt haben. Er wuchs in einem kleinen Ort im Iran als Sohn einer (zwar nicht hoch gebildeten, aber bis zur Machtübernah-

me Khomeinis relativ wohlhabenden) säkularisierten Händlerfamilie auf. Nach dem Abitur hatte er wegen der ortsbekannt westlichen Ausrichtung der Familie keine Möglichkeit, auf einer Hochschule angenommen zu werden. Ein älterer Bruder studierte bereits in München und – nachdem er selbst schon fast die Hoffnung aufgegeben hatte – bekommt auch Babak ein Studentenvisum für Deutschland.

In Deutschland angekommen, habe er es zunächst unendlich genossen, ‚in Freiheit‘ zu sein. In Bad Bentheim lernt er *„innerhalb kurzer Zeit gut Deutsch“* (Z. 28f.), hat aber dann auf der Fachhochschule dennoch sprachliche Schwierigkeiten. Gleichzeitig muss Babak durch Jobben seinen Lebensunterhalt finanzieren, absolviert aber sein Studium innerhalb von fünf Jahren (*„habe ich sogar mit Eins abgeschlossen“* (Z.53f.)).

Nach Abschluss des Studiums heiratet er eine „Jugendfreundin“, die auch im westlichen Ausland studiert hatte. Der Versuch, im Iran ein gemeinsames Leben aufzubauen, scheitert an unterschiedlichsten Hürden bereits nach wenigen Monaten, und sie lassen sich wieder scheiden.

Herr Akbari konnte und wollte wegen der inzwischen noch stärker spürbar gewordenen sozio-politischen Veränderungen im Iran nicht Fuß fassen. *„(Die) Menschen haben sich so anders entwickelt durch diese Religiosität“* (Z. 72). Um nach Deutschland wieder mit einem Studentenvisum zurückkehren zu können, immatrikuliert er sich an der Ruhr-Universität Bochum für ein technisches Aufbaustudium. Mit seinen mittlerweile 32 Jah-

ren stellte er sich zunehmend die Frage nach der Sinnhaftigkeit, weiter zu studieren („da fehlte mir die Motivation dann langsam“ (Z. 86)). Also blieb ihm für die Erlangung einer Daueraufenthaltsgenehmigung in Deutschland nur noch die Möglichkeit, einen Asylantrag zu stellen, denn im Iran sei ihm (unter anderem) wegen seiner nonkonformistischen Haltung jegliche Existenzgrundlage abhanden gekommen.

Nach jahrelangem Verfahren wird sein Antrag positiv entschieden und er erhält 2006 auch die deutsche Staatsbürgerschaft. Für einen seiner Bildungsqualifikation entsprechenden Einstieg ins Arbeitsleben ist es sehr spät geworden – zu spät: Es gelingt ihm nicht mehr, als Maschinenbau-Ingenieur erwerbstätig zu werden. Vage deutet Herr Dipl.-Ing. Akbari an, wegen seines südländischen Aussehens hätte er es generell und damit auch bei Bewerbungen zudem schwerer, akzeptiert zu werden:

„dieses Gefühl, ne? ich gehöre (.) eigentlich (.) kulturell hier hin. aber (.) die Menschen welche von welchem Auge mich äh sehen. // mhm mhm// da hat ich mein Problem. ich bin einer, der sehr empfindlich ist.“ (Z. 88-91)

Seinen Lebensunterhalt verdient Herr Akbari durch Taxifahren. Das Privatleben habe sich dagegen zum Positiven entwickelt. Vor wenigen Jahren ehelichte er abermals eine Frau iranischer Herkunft und beide versichern, sehr glücklich miteinander zu sein. Zu ihrer Zufriedenheit bzw. zu ihrem Glück trage der schöne, relativ große (Schreber-)Garten bei, der sich ganz in der Nähe ihrer – zwar kleinen aber freundlichen – Wohnung befindet.

Beide hätten sich in dieser bescheidenen Idylle auf finanziell äußerst niedrigem Niveau arrangiert.

Im Interview wird deutlich, dass Herr Akbari eher die positiven Seiten seines jetzigen Daseins hervorhebt und das nicht verwertete Können und Wissen aus seinem Studium merklich weniger (gern) thematisiert. Sein durch Brüche gekennzeichnetes Leben spiegelt sich in der Art und Weise wider, dass er in seine Erzählungen stets eigentheoretische Kommentare und Argumentationen einfügt. Dies weist Parallelen zum Interview mit Herrn Lufu Ka auf, dessen Leben und berufliche Karriere zwar von anderen Hürden aufgehalten wurden, die jedoch nicht minder hinderlich waren.

Ebenfalls zum Studium nach Deutschland kamen (der eben erwähnte) Lufu Ka aus Guinea Bissao, aus der Türkei Meltem Özer und die ‚Pendelmigrantin‘ Emine Kira (s. Anhang). Die beiden Frauen sind erfolgreich ‚in der ethnischen Nische‘ berufstätig.

(D) Jene, die im Kindesalter ins Ruhrgebiet kamen oder bereits hier geboren wurden und nach wie vor hier leben

Daphne Satori aus Tansania (Bildungsinländerin), geb. 1972, diplomierte Landschafts- und Stadtplanerin, Arbeit suchend, ledig (wohnt mit deutschem Freund zusammen)

(„meine Hautfarbe ist dann eben das Problem kleingeistiger Menschen“)

Bis zu ihrer Einschulung im Alter von fünf Jahren verbringt Daphne ihre frühe Kindheit in unterschiedlichen Orten in Tansania bei unterschiedlichen Großeltern und einer Tante, mal mit, mal ohne ihre Mutter. Mit Schuleintritt Daphnes geht deren Mutter (1977) „als Au-Pair-Mädchen“ nach Deutschland. Dort lernt sie ihren späteren Ehemann kennen und Daphne wird im Januar 1981 nachgeholt.

Ohne auch nur ansatzweise die häufigen Umzüge zu beklagen, schildert sie dies alles nüchtern und erzählt nach dem – doch sehr einschneidenden – Ortswechsel ungerührt weiter von ihrer Schullaufbahn, die sie ‚ohne ein Wort Deutsch zu sprechen‘ in ihrer neuen Heimat, einem kleinen Ort im Ruhrgebiet, fortsetzt. Bezeichnenderweise geht sie nur an der Stelle ins Detail, die problematisch für sie wurde. Sie sei nämlich nach der Grundschule zunächst in die Hauptschule gekommen (*„ich denke meine Eltern: wollten mich da nicht so sehr überfordern“* [Z. 47]). Ihr Unverständnis für diese Entscheidung drückt Frau Satori indirekt aus, indem sie darauf hinweist, immer nur „Einsen und Zweien“ gehabt zu haben. Ein Wechsel auf das Gymnasium nach zwei Jahren und dessen Besuch bis zum Abitur sei reibungslos verlaufen „wie auch zu erwarten war“.

Als Studienfach hätte sie Touristik präferiert; Wartezeiten wegen des sehr hohen Numerus Clausus wollte sie jedoch nicht in Kauf nehmen und entscheidet sich für Landschafts- und Stadtplanung mit Schwerpunkt auf sog. Entwicklungsländer. An dieser Stelle der Erzählung stellt Frau Satori (noch) keinen dezierten Bezug zwischen ihrem Studien-

schwerpunkt und ihrer Biografie her. Die Prägung durch die häufigen Ortswechsel in Tansania und die Übersiedlung nach Deutschland – die für Daphne Satori Mobilität als Selbstverständlichkeit erscheinen lassen – tritt in ihrer biographischen Stegreiferzählung eher implizit zu Tage:

„ich fand das kam meinem Ziel sehr nahe. // ja. ja// ähm: also auch überall öh, auf dieser Welt zu arbeiten. und erst Recht ((holt Luft)) n öh, n globales Thema ist immer n gu- äh [Landschafts- und Stadtplanung] kann man ja eigentlich auch überall betreiben.“ (Z.71-74)

Während des Studiums ist Daphne bereits in einer Firma erwerbstätig, die mit ihren Studieninhalten kompatibel ist. Es handelte sich – laut Selbstbeschreibung – um „ein international tätiges, unabhängiges Ingenieur- und Consultingunternehmen mit Schwerpunkt auf den Gebieten Rohstofferkundung und Exploration, Bau und Infrastruktur“ (u.ä.m.). Daphne Satori arbeitet dort nicht nur, um Geld zu verdienen, sondern investiert im Bedarfsfall wesentlich mehr Zeit als für einen Job, der lediglich zur Finanzierung des Studiums gedient hätte. Sie hofft, dass sich ihr Engagement im Sinne einer späteren FestEinstellung lohnen würde. Dies blieb nicht ohne Auswirkung auf die Studiendauer (ca. 9 Jahre), sei aber auch nicht als Fehlinvestition anzusehen, da sie nach Erhalt ihres Diploms tatsächlich für verschiedene Projekte eingestellt wird. Seit Abwicklung des letzten Auftrages (im Herbst 2009) ist Frau Satori Arbeit

suchend; die Firma beschäftige Mitarbeiter nämlich – krisenbedingt – nur noch projektbezogen.

So weit stellen sich – bzw. stellt sie – die eher nüchternen Aspekte in ihrem Leben dar. Erst auf Nachfrage äußert sich Daphne Satori zu Erfahrungen, die ihr Aussehen betreffen. Sie beginnt mit ihrem Eintreffen mitten im Schuljahr im Wintermonat Januar, das positiv von Aufmerksamkeit, Herzlichkeit und großem Interesse geprägt gewesen sei:

„war dann glaub ich schon so 'ne Attraktion auf dem Schulhof [...]an Integration, also da: (.) kann ich nichts Negatives erzählen, weil (2) ((schnalzt)) weil ich äh, doch offen: offenen Herzens eigentlich immer //mhm// aufgenommen wurde. von (.) von allen, die Mütter meiner (.) Freundinnen, die fanden mich ganz süß und ganz toll und, ach. //@(.)@// deswegen. also da: kann ich eigentlich nicht so Negatives erzählen. das war eigentlich ganz schön.“ (Z. 377f. u. 438-442)

Während z.B. von akademisch gebildeten Nachkommen der Migranten aus den ehemaligen Anwerbeländern eher die universitäre Phase als Lebensspanne geschildert wird, in denen ihnen wenig(er) Rassismus begegnet sei (Ofner 2003), ist dies bei Daphne umgekehrt. Als sie die kleinstädtische Idylle zu Studienzwecken wegen der Entfernung gegen das großstädtische Dortmund auch als Wohnort eintauscht, habe sie wegen der Visibilität (13) ihres Migrationshin-

[13] Unter „Visibilität“ verstehe ich Auffälligkeiten, die sich auf äußere Merkmale wie Hautfarbe oder Kleidung (z.B. Verhüllung von Musliminnen oder das Tragen eines Turbans als religiöse Kopfbedeckung bei männlichen Sikhs etc.) beziehen. Heikel ist es – übrigens auch für Wissenschaftler, die Visibilität thematisieren – in Worte zu kleiden, was als rassistische Zuschreibung gewertet werden könnte. Leider lässt es sich manchmal nicht vermeiden, Bezeichnungen wie ‚Dunkelhäutigkeit‘ etc. zu verwenden, um unmissverständlich klar zu machen, wovon die Rede ist.

tergrundes erstmalig Schwierigkeiten bekommen:

„ich war eher schockiert. weil wenn man aus der Provinz kommt, wo da (.) wo man: äh, so ganz normal mit äh (.) mit seinen Mitmenschen lebt und nie irgendwie Zweifel ((holt Luft)) oder einer einen schief angekuckt hat. man war ja bekannt. ähm: (.) und man wa:r genauso 'n [X-dörfler] wie alle andern. und dann (.) plötzlich äh, merkte man (.) ach genau. das fing ja auch schon bei der Wohnungssuche an. da hab ich dann schon gemerkt, oh oh. offensichtlich äh (.) bist du dann doch irgendwie anders, ne? //mhm// dann magst du ja noch so gut (.) Deutsch können. u:nd so gut hier integriert sein (.) öh: spätestens an der Hautfarbe scheinen sich ja dann doch die (.) Geister äh (.) zu scheiden.“ [Z. 60-69]

Den schlimmsten Affront habe sie bei der Jobsuche erlebt. (Die Bedeutung dieser Episode für Frau Satori dokumentiert sich auch wieder in der relativen Ausführlichkeit, mit der sie sie erzählt und von dem im Folgenden nur ein Ausschnitt wiedergegeben werden soll:)

„wollt ich mir auch dort mein ersten: äh, Nebenjob suchen. in so 'nem Call-Center, die Handwerker vermittelt hatten. //mhm// dann hatte ich angerufen und hatte dann ((holt Luft)) 'n Termin. und dann komm ich dahin und dann schaute mich ein: (.) vielleicht so; acht Jahre älterer (.) äh, junger Mann an. als hätt er gerade 'n Gespenst gesehen. //@2) @// fand ich dann auch sehr: äh (.) komisch. und dann wurd ich so 'n klein (.) Kämmerchen abgestellt. ja und dann kam eine, die dann die undankbare Aufgabe hatte mich abzuwimmeln. äh, sachte dann ja. hm (.) u:nd ja

(.) ich äh, bin ja hier. hatte ja 'n Termin und ich wollte: äh: mir das ja anucken was sie hier so machen. ((holt tief Luft)) ähm, ja dann stammelte sie dann, ja ja. ähm. gerade viel zu tun. und ich so, ja aber sie hatten doch, mich her=äh bestellt. ja äh, hm hm. ja ähm. also, im Moment geht das ja gar nicht. und äh, (.) das war ihr sichtlich äh, unangenehm. ich war damals noch nicht so weit, ähm: so offen mit diese:r, (.) mit diese:r äh. mit diesem Rassismus dann eben halt umzugehen.“ [Z. 446-459]

Frau Satori geht noch nicht einmal auf den Umstand ein, dass es sich um einen Job in einem Call-Center gehandelt hätte, bei dem sie für die Kunden unsichtbar geblieben wäre. Dieser Aspekt vergrößert m.E. das Maß an rassistischer Diskriminierung. Ob Daphne Satori dies ebenso bedachte oder ob es ihr gar nicht auffiel – dieses Vorkommnis sei für sie zum Schlüsselerlebnis geworden, das sie und ihre Einstellung verändert habe:

„dann bin ich gegangen und war ganz enttäuscht. und hatte mir auch gedacht. 'ne in dem Unternehmen will ich gar nicht arbeiten. und hab dann für mich (.) angefangen (.) mich äh, neu (.) also diese Situation auch zu definieren. und mich neu zu positionieren. und zwar hab ich dann gedacht (.) nee. ich mach's äh, jetzt keinem mehr so einfach. nicht wenn er achtzig ist. bei achtzig oder ab 'nem gewissen Alter da denk ich: (.) äh da (.) äh, da red ich gar nicht //hm-m//. aber bei so junge Menschen, die dann auch noch am besten ihren Freundeskreis auf irgendwelchen (.) Feierlichkeiten dann so, nee. ich hab nichts gegen Ausländer. sich so als (.) //jaja// weltoffen tun. //mhm// aber im Grund genommen hintenrum dann (.) eben (.) öh: eben

halt sich so verhalten. hab ich gesacht, nee. den: mach ich's nicht so einfach. u:nd (.) ich denke mit dieser Positionierung bin ich bisher auch ganz gut gelaufen. also: ähm: (2) ((schnalzt)) und ich denke mir aber, wenn jemand äh (.) wenn ich's spüre (.) dann sprech ich's offen an. weil ich denke, dann sollte derjenige sich dann auch (.) äh dann schämen. dann soll er mir mal sagen, dass er eben halt (.) äh, nichts gegen Ausländer hat. //mhm// während er da gerade (.) schon äh sich s- so sich verhält. also //mhm mhm// das is (.) ne, ich hab mir dann gedacht ich ziehe dann eben offen zu Felde. //hm-m// ne, und äh: (.) betrachte d- und sehe das nicht als mein Problem an! ich finde (.) ich kann nicht in einem Land leben, wo ich äh jetzt persönlich (.) meine Hautfarbe zu meinem Problem mache. nee. das ist nicht mein Problem. das ist dann eben das Problem ((holt Luft)) de:r äh, kleingeistigen Menschen: (.) //mhm// die äh, mir dann begegnen. und mit denen möchte ich dann (.) auch um Himmels willen auch nichts zu tun haben.“(Z. 469-490)

Auch wenn Frau Satori angibt, sich dagegen zu wehren und Rassismus nicht zu ihrem Problem machen will – die Umwelt zwingt sie dennoch, sich mit ihrer Hautfarbe und ihrer Herkunft beschäftigen zu müssen. Man habe ihr z.B. geraten, sich bei Bewerbungen nicht allein auf den Versand ihrer Mappe zu verlassen, sondern darüber hinaus Kontakt aufzunehmen:

„wenn man nur einfach meine (.) Papiere //jaja// so sieht. ne //mhm mhm// [...] könnte ich mir vorstellen, dass auch einige Personaler dabei sind, die anzweifeln ob ich überhaupt Deutsch kann. //mhm. jaja// also das

ist äh: //jaja// deswegen hatte mir 'n Freund gesagt. nee, dann ruf sie an. dann wissen sie ja wenn die die Bewerbungsmappe aufm Tisch haben, ach ja. die: äh: sprach anständig Deutsch. //jaja// so blöd das eben halt auch klingt. abe:r gut. muss man ((holt Luft)) musste ich ja auch erst mal wieder umdenken, ne.“(Z. 193-200)

Für Frau Satori, die seit ihrer frühen Kindheit in diesem Land lebt, mutet es „blöd“ an, genötigt zu sein, ihre Deutschkenntnisse bei potentiellen Arbeitgebern unter Beweis stellen zu müssen. Sie rechnet jedoch damit, dass beim Lesen ihres Geburtsortes ganz automatisch Zweifel an der einwandfreien Beherrschung der Sprache des Aufnahmelandes aufkommen könnten. Aus ihren Schilderungen ist gut nachvollziehbar, wie demütigend es sein muss, das eigene Selbstverständnis so in Frage gestellt zu bekommen.

Von der monatelangen, vergeblichen Arbeitssuche enttäuscht und zermürbt, schmiedet sie Pläne, ein deutsch-tansanisches halb kommerzielles und halb ‚entwicklungshelferisch‘ ausgerichtetes (Freizeitpark-) Projekt zu initiieren. Ihr Lebensmittelpunkt soll Deutschland bzw. das Ruhrgebiet bleiben, das ihr zur ersten Heimat geworden ist. (Da sie in Deutschland immer nur im Ruhrgebiet gelebt hat, vermochte sie sich mangels Vergleichsmöglichkeiten nicht darüber zu äußern.)

Jamil Zana (2. bzw. 3. Generation kurdischer Einwanderer aus der Türkei), geb. 1975, BWL-Absolvent (Arbeit suchend), ledig (lebt mit deutscher Freundin zusammen)

(„die Arbeitgeber sollen uns nicht mit deutschen Kommilitonen vergleichen“)

Jamils Vater und seine Großeltern mütterlicherseits wanderten aus Ostanatolien ein; er selbst ist in einem kleinen Ort im Ruhrgebiet geboren und hat noch nie anderswo gelebt. Beide Eltern(teile) haben keine nennenswerte Schulbildung („... meine Eltern konnten uns ja nichts beibringen ... die können ja nichts. Lesen und Schreiben, also ...“ (Z. 10 u. 340f.)). Jamil hadert während des Interviews durchgängig mit dem strengen Erziehungsstil seines Vaters („is ein sehr sehr strenger Mensch“ (Z. 13f.)). Von Kindesbeinen an sei ihm und seinen drei Geschwistern (beiderlei Geschlechts) eingedrillt worden, dass das Ausbildungsziel ein Universitätsabschluss sei. Dies sollte unbedingt erreicht werden; mangels Unterstützungspotential beim Lernen sollten die Kinder aus Angst vor Schlägen gute Noten erzielen. Die Grundschuljahre bezeichnet Jamil als die „schwierigste Zeit“ seines Lebens:

„dieser Stress mit Schule. wenn wir ne fünf geschrieben haben war's n (...) Todesurteil zuhause. Das heißt wir wurden für Noten geschlagen. //hm// das ist so. u:nd ich mal ne fünf im Diktat geschrieben. (2) u:nd ich wollte mich lieber von ner Brücke schmeißen, anstatt z=nach Hause zu gehen.“ (Z. 16-19)

Jamil hat das Glück, mathematisch begabt zu sein und kann so seine anfänglichen Rechtschreibschwächen kompensieren. Er erhält eine Realschulempfehlung „mit Bedenken“. Diese Bedenken wertet Jamil retrospektiv als „Quatsch“ und ordnet sie

struktureller Diskriminierung im deutschen Schulsystem zu:

„sie kennen ja (...) die deutschen Lehrerinnen. Ein Ausländer darf nie besser sein als ein deutsches Kind.“ (Z. 22-24)

Indem Herr Zana der Interviewerin (14) unterstellt, das Verhalten deutscher Lehrerinnen zu kennen, setzt er strukturelle Diskriminierung von Kindern mit Migrationshintergrund in Bildungsinstitutionen als Allgemeinwissen seines Gegenübers voraus.

Bei seiner Darstellung ist bemerkenswert, dass er nicht versucht, Leistungsschwächen zu verschweigen und nur von seinen Erfolgen zu berichten. Es liegt ihm offensichtlich nichts daran, seine Bildungskarriere als ‚Erfolgsstory eines Gastarbeiterkindes mit schlechten Voraussetzungen‘ zu präsentieren, sondern er weist ausgewogen und durchaus bewusst auf die Schwierigkeiten verschiedenster Art hin, mit denen er bis zu seinem Universitätsabschluss zu kämpfen hatte.

In der Realschule sei es – auch durch Fleiß – mit seinen Leistungen bis zum Abschluss als Klassenbesten stetig bergan gegangen. Die Entscheidung, auf einem Gymnasium die Schullaufbahn bis zum Abitur fortzusetzen, wird von ihm als Selbstverständlichkeit nicht extra erwähnt. Dagegen begründet Herr Zana dezidiert die Auswahl des Gymnasiums, um sich von seinem sozialen Umfeld etwas zu distanzieren:

„dann, hab ich mir extra ein Gymnasium in [der Stadt X] ausgesucht, welches (...) ein guten Ruf hatte. Meine beiden älteren Ge-

[14] Dem Befragten war bekannt, dass die Interviewerin selbst nicht in Deutschland zur Schule gegangen war.

schwister warn schon aufm Gymnasium. Auf dieses wollte ich nich. //hm// weil das n schlechten Ruf hatte für uns. Weil sehr viele Türken drauf warn. //mhm// Dann hab ich mir eins unter den Top-Fünfen (.) vom Ruf her ausgesucht und bin nach- äh in die Stadtmitte gegangen.“ (Z. 30-35)

Auffällig ist in dieser Aussage die unhinterfragte Übernahme der in der Aufnahmegesellschaft verbreitet schlechten Einschätzung von Schülern mit Migrationshintergrund. Eine Bildungseinrichtung, die von „sehr viele(n) Türken“ besucht würde“, habe einen „schlechten Ruf“. Als Ausweg bliebe demnach nur die Abgrenzung von der ‚Community‘: Auf der gesamten Oberstufe des von ihm gewählten Gymnasiums habe es nur „drei ausländische Jungs, Türken quasi“ gegeben. An dieser Stelle reflektiert Jamil weder die Gefahr von sich selbst erfüllenden Prophezeiungen noch von Vorverurteilungen.

Die Ermahnungen des Vaters, Vorgesetzten gegenüber „keine Widerworte“ anzubringen, beherzigt er auch auf dem Gymnasium („ich hab nie angeeckt oder aufgemuckt“), wo er sich mit Fleiß und Zähigkeit zum Abitur durchgekämpft habe.

Nicht nur an dieser Stelle unterstreicht Herr Zana *besonnenes* Vorgehen, Anpassungswillen sowie Anpassungsfähigkeit, woraus geschlossen werden könnte, dass er für seine Person das Klischee des jungen ‚türkischen Heißsporns‘ abwenden möchte. An keiner Stelle jedoch äußert er sich (direkt) abfällig über Altergenossen mit ähnlichem Migrationshintergrund. Dass er sich möglicherweise von Letzteren (oder zumindest von jenen,

die den Stereotypen entsprechen könnten) distanziert, kommt höchstens indirekt zu Tage. So erzählt er wenig vom Umgang mit Kindern türkischer und/oder kurdischer Herkunft – aber von einer deutschen Nachbarsfamilie, von denen er viel über das Aufnahmeland gelernt habe und mit deren Sohn er befreundet war.

An seinem 18. Geburtstag leitet Jamil umgehend das Verfahren zur Beantragung der deutschen Staatsbürgerschaft in die Wege, die er „zweiundsiebzig Tage später“ bekommen habe. Mit Beginn seiner Volljährigkeit, dem Ende der Schulzeit und eigenem Einkommen während der Ableistung des Zivildienstes habe für ihn das Leben angefangen. Jedes kleine Stückchen Freiheit bedeutete für ihn einen großen Zuwachs an Lebensqualität. Herr Zana wird nicht müde heraus zu stellen, wie er unter dem Leistungsdruck und den harschen Erziehungsmethoden in seiner Kindheit litt und wie sehr er dann die Selbständigkeit genoss. Wichtig für Unabhängigkeit seien natürlich finanzielle Mittel gewesen, weshalb er während des Studiums so viel wie möglich jobbte. Entsprechend lange (nämlich zwölf Jahre) habe es bis zum Abschluss gedauert. Herr Zana bemüht sich keineswegs, etwas zu entschuldigen, zu beschönigen, zu verdrängen. Er wirbt jedoch um Verständnis für die Gründe der längeren Studiendauer. Deutsche Altersgenossen hätten wesentlich bessere Bedingungen während ihrer Schulzeit und keinen Nachholbedarf (*während des Studiums*) wie er gehabt (*„die Arbeitgeber solln uns nich mit deutschen Kommilitonen vergleichen“* (Z. 82f.)). Zum Erreichen des gleichen Ziels habe er

wesentlich mehr und höhere Hürden bewältigen müssen.

Kriterien für die Wahl des Studienfaches BWL thematisiert Herr Zana nicht von sich aus. Auf Befragung schildert er zunächst, wohin er *nicht* wollte: nämlich nicht in Richtung Lehramtsstudium oder Medizin. „Und dann blieb nur noch BWL“ (Z. 323). Diese stark eingeschränkte Perspektive mag zunächst ein wenig stutzig machen. Bislang gibt es m.W. keine Untersuchungen, die hinreichend belegen, dass Kinder aus bildungsfernen Familien eindeutig bestimmte Fächer – nämlich solche, die eher gute Arbeitsmarktchancen und Verdienstmöglichkeiten erhoffen lassen – bevorzugen. Der hier Befragte gibt nichts dergleichen von sich, sondern begründet die Wahl mit anderen Kriterien: Er sei wegen seiner mathematischen Fähigkeiten dafür begabt, hätte zudem auf dem Gymnasium „sehr gut gelernt zu lernen“ und BWL-Kenntnisse seien vielseitig einsetzbar. Dennoch schließt er seine Begründungen nicht mit einem überzeugenden Argument ab:

„Man hat gedacht, BWL, oh cool, Allroundfach, kann man alles machen. //mhm// stimmt ja auch. ist ja immer noch das richtige Fach für mich, obwohl ich halt nicht dahinter steh. //mhm// ist halt viel:gliederich. ne? //mhm mhm// u:nd ähm. (2) ja, so (.) genau überleht hab ich das auch nich.“ (Z. 324-327) *„(...) Ich hab's einfach gemacht weil's, pf gemacht werden musste. man hat ja ein Ziel irgendwo vor Augen. man macht's, man ist Student, man macht sich nicht die Gedanken.“* (Z. 333-335)

Im weiteren Laufe des Interviews kommt an verschiedenen Stellen zum Vorschein, dass Herr Zana durchaus Interesse an betriebswirtschaftlichen Denkstrukturen hat, jedoch zunehmend eine Abneigung gegen aggressive Verkaufsmethoden und ungebremstes Gewinnstreben entwickelt. In den letzten Jahren verdient er neben dem Studium im Callcenter einer Bank „gutes Geld“. Dieser Job wird nach dem Studium in eine 40-Stunden-Festanstellung umgewandelt. Gleichzeitig verursacht er Herrn Zana zunehmend Unbehagen, bis sich psychosomatische (Rücken-) Schmerzen einstellen. Er beginnt sich anderweitig umzusehen und landet bei einer Transportfirma. Letztere habe sich als in höchstem Maße unseriös entpuppt, so dass Herr Zana sich zur Kündigung gezwungen gesehen habe.

Zum Interviewzeitpunkt (Juni 2010) ist Herr Zana seit ein paar Monaten Arbeit suchend und hat gerade Bewerbungsgespräche für qualifikationsadäquate Stellen wahrgenommen, die er optimistisch beurteilt. Seine positive Einschätzung scheint berechtigt gewesen zu sein, denn Anfang Juli teilte er per E-Mail mit, dass er nunmehr seit 1. Juli wieder eine Anstellung als telefonischer Berater habe. Dies sei zwar nicht sein „Traumjob“, aber wenigstens handle es sich nicht um eine Verkaufstätigkeit und sei auch „um Welten besser“ als die frühere Beschäftigung im Callcenter einer Bank. Als ‚Traumjob‘ gab er übrigens die Tätigkeit bei einer wohltätigen Organisation an, in der er bezüglich Verwaltungs- und Finanzmanagement seine betriebswirtschaftlichen Kenntnisse ‚für einen guten Zweck‘ einsetzen könnte. Wichtig ist bezüglich Herrn Zanas Arbeitsmarktorientie-

rung auch noch zu erwähnen, dass er keinesfalls im ‚Ethnobusiness‘ unterkommen wollte.

Auffällig ist außerdem, dass Herr Zana während der biographischen Stegreiferzählung außerhalb der Schule nichts von Diskriminierung durch Angehörige der Mehrheitsgesellschaft erwähnt. Erst auf Befragung (nachträglich per E-Mail) äußert er sich dann doch eher verbittert: „Ja ich habe mich oftmals benachteiligt gefühlt, da ich auch weiß, wie Personaler entscheiden. Oft schauen sie nach dem Namen oder nach dem Bild oder sonst irgendwas“ (16.8.2010).

Zu seinem Privatleben gab Herr Zana an, dass er seit mehreren Jahren mit einer Deutschen zusammen lebe, die ihrer Qualifikation entsprechend im pädagogischen Bereich erwerbstätig ist. Geheiratet wurde im Juli 2010.

(E) Jene, deren Vorfahren teilweise aus Polen kamen

Tanja Kowalski, Ur-Enkelin eingewanderter Polen; geb. 1973 im Ruhrgebiet, promovierende Sozialwissenschaftlerin

(„Ruhrpolen!?! - Huch! Bin ja ich“)

Wann die Urgroßeltern eingewandert sind, weiß Frau Kowalski nicht so ganz genau („das muss irgendwann um die Jahrhundertwende gewesen sein“ (Z. 12)). Es hätten sich

keine Pässe oder sonstige Dokumente gefunden, die einen Grenzübertritt bescheinigten. Frau Kowalski schließt daraus und aus der Tatsache, dass ihre Vorfahren aus einem „deutschen Ostgebiet“ gekommen seien, dass sie wohl keine Grenzpapiere benötigten. Ein Urgroßvater sei übrigens deutscher Herkunft gewesen, habe jedoch einen polnischen Namen getragen (15).

Die Urgroßväter sowie die Opas seien alle Bergarbeiter gewesen und hätten in Zechenhausiedlungen (in denen es z.B. noch kein fließendes Wasser gab) gewohnt. Ein Urgroßvater mütterlicherseits sei bei einer Schlagwetterexplosion ums Leben gekommen. Frau Kowalskis Opa musste dann „bereits im Alter von 12 oder 13 Jahren“ in dieselbe Zeche zum Arbeiten, damit das zur Verfügung gestellte Haus weiter von der Familie bewohnt werden konnte. Sie bleibt darin bis zum Abriss, als Frau Kowalski zwei Wochen alt war. Ihre Eltern seien „aber nur zwei Straßen weiter gezogen“ und hätten die Erinnerung an das alte Haus immer gepflegt.

Diese „ganz enge Bergbauverbundenheit“ sei in ihrer Kindheit wach geblieben und vor allem durch Erzählungen der Großmutter mütterlicherseits lebendig erhalten worden. Vieles was „polnisch geprägt“ war, sei eben so selbstverständlich gewesen, dass niemand den polnischen Ursprung thematisiert oder sich auch nur darüber Gedanken gemacht habe. *(„...wo ich her komme. //mhm mhm// und des ist denk ich mal einfach zu 'nem*

(15) Eine identische Konstellation (deutsche Herkunft, polnischer Name eines Vorfahren) wird auch von Frau Professor Anna Dobriwodi erzählt - der zweiten Interviewten, deren (Bergarbeiter-)Vorfahren aus deutschen Ostgebieten eingewandert waren (siehe Anhang).

sehr großen Teil polnisch ohne dass ich das als konkret polnisch wahrnehme“ (Z. 109-111). Tanja Kowalski habe besagte Großmutter (die 1908 bereits in Deutschland geboren wurde) öfter nach polnischen Übersetzungen gefragt. Sie habe jedoch nur einzelne Worte gewusst und konnte keine vollständigen Sätze bilden. Später, im hohen Alter und schwer demenzkrank, hätte sie dann zum Erstaunen der Familie im Seniorenheim mit einer polnischen Pflegerin fließend polnisch gesprochen und polnische Lieder gesungen (*„also das muss irgendwo ganz tief (.) bei ihr noch mal vergraben gewesen sein“ (Z. 83f.).*

Auf das Forschungsinteresse Rücksicht nehmend ist Frau Kowalski bemüht, möglichst viel über ihren ‚Migrationshintergrund‘ zu erzählen, hat aber – nachvollziehbarer Weise – Schwierigkeiten einzuordnen, was nun ‚typisch polnisch‘ in ihrer Familien- und Kindheitsgeschichte sowie im Ruhrgebiet überhaupt sei. Die Bezeichnung „Ruhrpolen“ habe sie zum ersten Mal während ihres Studiums gehört, als sie mit ‚interkulturellen‘ Themen in Berührung kommt:

„Grundinfos Migration: //ja// dann äh wirklich dann dieses so Ruhrpolen. //ah ja// Huch! bin ja ich. //jaja// al=äh also wusst ich vorher so (.) auch nicht.“ (Z. 539-541)

Einfacher ist es für sie, herauszustreichen, was ihr ‚typisch für das Ruhrgebiet‘ erscheint. So sei ihr Vater der wirtschaftlichen Weiterentwicklung von der Bergbau- zur Stahlindustrie gefolgt. Dass er nicht Stahl (fach)arbeiter wurde, sondern eine Handwerkerlehre abschloss, thematisiert Frau Kowalski nicht, weil für sie ausschlaggebend ist, dass er (und zunächst als Erstausbildung

sogar auch sie selbst) in einem für die Gegend prägenden Stahlwerk arbeitet:

„Mein Papa war ganz klassisch Elektriker bei (.) [Krupp]. und äh: ich hab auch 'ne Ausbildung bei [Krupp] gemacht. //mhm mhm// wie man das so macht.“ (Z. 125f.)

In dieser Passage wird ganz deutlich, wie stark sich Frau Kowalski mit ihrem Herkunftsmilieu identifiziert („wie man das so macht“). Eine Großmutter war noch Hausmädchen, beide Elternteile haben eine Lehre abgeschlossen. Jede Generation nimmt die für sie erreichbaren Bildungsmöglichkeiten wahr. Tanja Kowalski selbst habe als einzige Tochter einer nur teilzeiterwerbstätigen Mutter viel Zuwendung sowie Aufmerksamkeit erfahren und sich zu einem interessierten, neugierigen Kind entwickelt. Der Besuch des Gymnasiums wird von ihr – wie selbstverständlich – nur als biographisches Detail erwähnt. Tatsächlich stellt sie (in anderem Zusammenhang mit dem von ihr kritisierten Schlagwort vom „Strukturwandel im Ruhrgebiet“) fest:

„ich bin ja auch so ein bisschen der Strukturwandel (.) selber. //mhm// also bin ja auch jetzt irgendwie halt, äh: sehr gut qualifiziert. irgendwann auch hoffentlich, toi-toi-toi, promoviert. aber trotzdem eben ähm (.) mit dieser ganzen Geschichte, was ich ja auch erzählt hab, mich dem [Ruhrgebiet] sehr verbunden zu fühlen. //jaja// also ich würd mir eher äh, 'n Zechenhaus kaufen, als mir irgendwo: 'n, 'n Glas:villa:“. (Z. 500-505)

Sie habe sich nie vorstellen können, weit weg zu ziehen von dem Ort, wo ihre Eltern und Großeltern lebten und mit dem somit nicht nur ihre Kindheits- und Jugenderinnerun-

gen, sondern die Familiengeschichte verhaftet ist:

„in diesem: (.) Dunstkreis, wo auch irgendwie noch dieses (.) ganz alt-ursprüngliche Zechenhaus irgendwie (.) //mhm// stand. und ähm (.) für mich war immer klar, dass ich nicht weiter als bis nach Mülheim ziehe. Also schon nach Dortmund zu ziehen war irgendwie //@(..)@ mhm// relativ utopisch.“ (Z. 337-340)

Die Bildungskarriere von Frau Kowalski enthält ein charakteristisches Merkmal für ihr Herkunftsmilieu: Ihr Vater sei „die treibende Kraft“ gewesen, sie vom Wunsch nach einem Psychologiestudium abzubringen und habe ihr zugeredet, in seiner Firma ein ‚Werk-Studium‘ zur Industriekauffrau zu absolvieren („kuck dass du was machst, wo du irgendwie gut Geld mit verdienen kannst. also so 'n bisschen ein Sicherheitsdenken“ (Z. 203f.)). Sie absolviert nach einem Jahr die Abschlussprüfung zur Industriekauffrau, bricht jedoch das Ökonomiestudium ab, weil es ihr zuwider ist. Über kleine Umwege gelangt sie in ihre jetzige Fachrichtung, in der sie sich – als einer der Psychologie nicht nur benachbarten, sondern sogar „sehr viel weit reichenderen“ Disziplin – perfekt aufgehoben fühle.

In ihrer Studienabschlussphase bietet ihr die betreuende Professorin an, mit ihr als wissenschaftliche Mitarbeiterin in eine Hansestadt zu gehen. Da sie ohnehin mit einer Promotion geliebäugelt hatte, nimmt sie schweren Herzens an. Schon der Sprung zum Studium nach Dortmund war ihr schwer gefallen, und den Umzug nach Norddeutschland empfindet sie als „großen Standortwech-

sel“ (wohl wissend, dass dies „für andre einen Klacks“ bedeute). So schön auch der jetzige Ort ihres beruflichen Wirkens sei – in der bürgerlichen Atmosphäre der Hansestadt fühlt sich Frau Kowalski nicht richtig heimisch („ich hab das nicht mit der Muttermilch aufgesogen, diese Lebensart“ (Z. 493)). Häufig fahre sie ins Ruhrgebiet, wo sie auch ihre Zukunft sieht.

Frau Kowalski hat sich in ihrem Fachbereich auf Migrationsthemen spezialisiert. Auf ihre beruflichen Chancen je nach Standort befragt, erwidert sie:

„da denk ich sogar, dass das Ruhrgebiet sehr gute Chancen bietet. weil ähm: da eben schon so viel gemacht wird. und auch so viel Einrichtungen, Institutionen, die sich in irgendeine Richtung damit befassen“ (Z. 453-455). Sie persönlich, finde es ‚völlig normal‘ mit Gleichaltrigen – z.B. einer Ärztin und einer Lehrerin – befreundet zu sein, deren Eltern ehemals aus der Türkei angeworben wurden. Was von Stereotypen zu halten sei, habe sich bei ihr gleich in der Schule gezeigt, in der im Pausenhof „nette türkische Jungs“ – im Gegensatz zu den deutschen – mit den Mädchen gespielt hätten.

Ins Ruhrgebiet möchte sie ohnehin wieder zurück – buchstäblich um jeden Preis:

„da würde ich immer denken, so nee. da hab ich doch eigentlich gute Chancen, wenn ich jetzt sach ich will dahin zurück. da auch äh: //mhm// dort unterzukommen. //mhm// also würd ich gar nicht jetzt als irgendwie (.) //hm// schlecht (.) da sehen. wie das jetzt aussieht. ob das jetzt irgendwie mit der Bezahlung besser oder schlechter ist, muss ich ganz ehrlich sagen interessiert mich in dem

Moment nicht. //mhm// weil mein Herz hängt dran. und dann würd ich lieber in: äh: (2) Düsseldorf. naja, Düsseldorf nicht. das ist mir zu chic. also am liebsten natürlich irgendwie Duisburg, Oberhausen oder so //jaja// für weniger Geld arbeiten, als wenn ich jetzt irgendwie unglaublich viel Geld in Karlsruhe verdienen könnte. das (.) äh: //jaja// nee. also das ist dann so dieser (.) dieser ähm: Sympathiebonus. und auch so //mhm// Flairbonus. //mhm// was ich als Flair empfinde. und glaub ich jetzt auch zunehmend immer mehr. //mhm// äh, früher war's ja wirklich so, konnte man das Ruhrgebiet glaub ich nur lieb haben, wenn man da groß geworden ist. Mittlerweile äh, reizt es ja glaub ich auch Leute die es (.) neu kennenlernen. das die halt sagen können, ja stimmt. kann ich verstehen was du daran findest. //jaja// wär mir das wert. also da (.) ach, sollte man jetzt nicht so sagen, sonst zahlen die nachher weniger. //@{3}@// @{2}@ aber, geht ja um mich. meine persönliche Einstellung. wie halt die Leute dazu stehen. und da muss ich ganz ehrlich sagen dass äh: (.) //mhm// wär's mir halt wert. //mhm// Also, das äh, ähm sticht da eindeutig auch so die die sozialen Bezüge die ich hab und eben so (.) die ganze Art, die Lebensart. //mhm// und das äh (.) un=und ich denk das passt. also:, so wie ich ja auch da groß geworden bin.“ (Z. 463-485).

Die sehr ähnlich gelagerte Biographie von Frau Professor Dr. Anna Dobriwodi ist im Anhang (kurz) dargestellt.

Helene Shaltout geb. Rudy, als jugendliche Aussiedlerin mit Eltern eingewandert, geb.

1972 in Polen, Sozialpädagogin, (lebt von ägyptischem Ehemann getrennt), Sohn geb. 1998

(„es war immer mein Lebenswunsch, Medizin zu studieren“)

Die Mutter von Helene ist deutscher Herkunft, der Vater Pole. Beide Elternteile sprechen – im Unterschied zu ihr – fließend Deutsch, als die Familie 1990 von Polen ins Ruhrgebiet übersiedelt. Hier wohnen bereits die Großmutter mütterlicherseits und zwei Cousinen dieser Großmutter. Die Eltern haben nach der Ankunft auf Grund ihrer guten Deutschkenntnisse wesentlich weniger Schwierigkeiten als die 18-jährige Helene, die außer ein paar Höflichkeitsfloskeln die Sprache nicht beherrscht und der noch ein Jahr zum Abitur fehlt. Es gelingt jedoch nach ein paar Wochen, einen Intensivsprachkurs für jugendliche Aussiedlerinnen aus Polen in einem Internat zu erhalten. Helene schließt mit bester Note den Kurs ab, an dessen Ende eine Berufsberatung steht. Ihren Wunsch, Medizin zu studieren, hält der Berufsberater trotz Helenes hervorragender Zeugnisse für wenig Erfolg versprechend. Deutschland verfüge über genügend Ärzte, während Fachkräfte im Pflegebereich fehlten:

„dann kuckte mich der gute Berater an und sagte (.) Deutschland braucht keine Mediziner. wir haben ausreichend. aber wir brauchen Pflegekräfte. //mhm// ganz eindeutig. und das hat der (2) muss ich sagen. allen! uns allen [20] Mädchen, wir haben uns nachher ausgetauscht. uns allen gesagt. das im Endeffekt die: (.) wir warn alle (.) äh:: äh:: Mädchen, die: äh (.) das Gymnasium in Polen besucht haben. zwei glaub ich wa- hatten nur

Realschule besucht. was heißt nur? //jaja// Realschule besucht. und der Rest war auf dem Gymnasium. und hatte schon vor hier in Deutschland das Gymnasium weiter zu machen. Abitur zu machen. zu studieren. und das war eigentlich nicht (.) begrüßt und eigentlich wurden wir ((holt Luft)) dahin:gehend beraten, dass äh das (.) keine Perspektiven hat. //mhm// Deutschland hat zu viele Hochschulabsolventen.: äh, oder auch bessere Absolventen: (.) wie auch immer. aber Deutschland bräuchte jetzt Fachkräfte. und ich sollte das auch eigentlich vergessen und direkt (.) in die Ausbildung als Krankenschwester (.) äh, öhm (.) einsteigen [...] da warn wir schon frustriert und enttäuscht.“ (Z. 159-173)

Obwohl ihr „Lebenswunsch“, Ärztin zu werden, sich in Nichts aufzulösen begann, drückt Frau Shaltout bei ihrer Erzählung kein Bedauern über die Entscheidung, nach Deutschland zu übersiedeln, aus. Sie sei es nämlich gewesen, die ihre Eltern zu dem Schritt gedrängt habe („ich war eigentlich der Antrieb“), mit Urlaubsvisa in den Pässen und nur drei Koffern im Gepäck „zwei Tage vor Heiligabend“ die Wohnung und den gesamten Hausrat zurück zu lassen. Hingegen äußert sie während des (45-minütigen) Interviews mehrmals ihre Enttäuschung über die Entmutigung durch den Berufsberater. Sie hat ihren Plan, Medizin zu studieren, zwar tatsächlich aufgegeben, aber die Empfehlung des Berufsberaters – sofort mit einer Ausbildung zu beginnen – nicht beherzigt und doch noch das Abitur gemacht. Wegen der Sprachschwierigkeiten sei ihr Notendurchschnitt für Medizin dann ohnehin nicht gut genug gewesen. Den Einwand des Beraters

noch im Ohr (es gäbe bereits genügend deutsche Ärzte) hat sie sich entschlossen, „trotzdem im sozialen Bereich zu bleiben“ und Sozialpädagogik zu studieren.

Nach Abschluss des (Fachhochschul-) Studiums kommt ihr Sohn zur Welt. Geheiratet hatte sie schon ein paar Jahre früher, weil – sowohl nach den katholischen Moralvorstellungen ihrer Familie als auch nach dem religiösen Wertesystem ihres aus Ägypten stammenden Mannes – ein Zusammenleben ohne Trauschein verwerflich erschien. Ihr Mann erwarb nach seinem Maschinenbaustudium in Deutschland eine universitäre Zusatzqualifikation für Klimatechnik (s. Anhang). Die frisch Vermählten ‚mussten‘ nach Düsseldorf ziehen, während Helene noch in Dortmund studierte. Diese – in Anbetracht der Finanzlage des Paares – auf den ersten Blick vielleicht absurd erscheinende Pendelsituation ergab sich aus der Unmöglichkeit, in Dortmund eine Wohnung zu finden. Unzählige Besichtigungen und Bewerbungen seien erfolglos verlaufen („*ich weiß nicht, lag es daran dass mein Mann ((holt Luft)) aus dem arabischen Raum stammte: und ich 'ne Spätaussiedlerin war. ich hab keine Ahnung“ (Z. 410-412)*). In Düsseldorf wurde dagegen die Eigentumswohnung ihres Schwagers frei und so kam es, dass sie im wohlhabenden Düsseldorf wohnten, während Helene Shaltout im „Ruhrpott“ die Universität besuchte.

Nach dem Studienabschluss fand sie gleich – wenn auch jeweils befristete – Vollzeitstellen, während ihre Mutter den kleinen Sohn betreute. Die Mutter musste jedoch nach einem schweren Schlaganfall in Dortmund in

einem Pflegeheim untergebracht werden, was Frau Shaltout veranlasste, in die Nähe des Heims zu ziehen. Eine Entscheidung, die sowohl für sie als auch ihren Mann in beruflicher Hinsicht nicht zuträglich gewesen sei: *„wenn ich jetzt aus der Pers-(.)pektive schaue ((räuspert sich)) es war 'ne Fehlentscheidung! (.) wenn es geht um die berufliche Ebene. weil im Endeffekt haben wir uns beide., schon verschlechtert. also ich sah mich schon in Düsseldorf. ich denke (.) dass ich da (.) noch bessere Chancen hätte.“* (Z. 445-450)

Frau Shaltout hat beruflich an ihrem derzeitigen Arbeitsplatz alles erreicht. Sie möchte zum einen ihre Karriere noch weiter vorantreiben und verspürt zum anderen das Bedürfnis nach einer (Orts-)Veränderung *(„also ich hab das Gefühl, dass ich nach neun (.) Jahren //mhm// an einem Ort gesättigt bin. //mhm// und ich muss wieder was anderes machen //mhm// mich weiter entwickeln“* (Z. 514f.).

Zum Interviewzeitpunkt wartet sie gerade auf eine Reaktion zu ihrer Bewerbung für eine „tolle Stelle im Bereich der Integration“ in München. Dorthin könne sie ihre am jetzigen Standort gesammelten Erfahrungen exportieren, denn sie geht davon aus, dass man in der Bayern-Metropole davon profitieren würde:

„(ich) denke schon, dass wir Vorreiter hier im Ruhrgebiet sind was die Integration (.) mhm// von Menschen: oder Mitmenschen mit Migrationshintergrund an- anbelangt. Würd ich mal so behaupten von uns, //ja// dass wir die Vorreiter sind.“ (Z. 497-500)

Damit äußert Frau Shaltout bezüglich der Vorreiterrolle des Ruhrgebiets im Hinblick auf das Thema „Integration“ dieselbe Einschätzung wie beispielsweise Frau Professor Kalafatoğlu oder die (auch) in einem sozialwissenschaftlichen Fach mit Migrationsschwerpunkt promovierende Dürdane Günay-Yildiz (s. Anhang) (16). Letztere sieht wie Tanja Kowalski sowohl inhaltlich wie räumlich gute Erwerbsmöglichkeiten auf bzw. in dem Gebiet.

(F) Jener, der ins Ruhrgebiet ziehen will:

Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan, (17) (Sohn aus der Türkei eingewanderter Eltern), geb. 1965, habilitierter Psychologe, (bis 15.8.10 Vertretungsprofessor a.d. Helmut-Schmidt-Universität Hamburg), verheiratet, 1 Tochter

(„meine Herkunft hat mich nun doch eingeholt“)

Der achtjährige Hacı-Halil reist 1973 ohne Deutschkenntnisse mit seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder zu seinem Vater nach Berlin, einem Arbeitsmigranten, der

[16] Im Folgenden wird nicht mehr jedes Mal darauf hingewiesen, dass die Kurzbiographien namentlich Genannter, deren Falldarstellung noch nicht in Kapitel 2 erfolgte, im Anhang zu finden sind. Dieser findet sich in der Online-Version dieser KWI-Intervention unter www.kwi-nrw.de/home/kwiintervention.html

[17] Wegen der herausragenden künftigen Stellung (als Leiter des Zentrums für Türkeistudien) macht es – wie bereits eingangs erwähnt – keinen Sinn, zu anonymisieren. „Künftig“ bezieht sich auf den Zeitraum nach dem Interview, das im Juni 2010 durchgeführt wurde.

nach dem Anwerbestopp seine Familie nachholte. Haci-Halil erhält ein paar Monate Intensiv-Sprachunterricht und setzt danach die Schule nahtlos in der 3. Klasse fort. Er habe als ebenso fleißiges wie begabtes Kind nach der Grundschule selbstverständlich auf ein Gymnasium gewechselt. Dies bricht er jedoch nach dem Abschluss der zehnten Klasse wegen Rückkehroptionen seiner Eltern (die jedoch nicht realisiert wurden) ab. Er sollte – auf Wunsch seiner Eltern – etwas Berufsbezogenes lernen, das er in der Türkei gut verwerten könne, und beginnt eine Ausbildung zum Maschinenschlosser. Bereits nach zwei, drei Monaten habe er sich nicht mehr vorstellen können, diese Tätigkeit sein ganzes (Berufs-)Leben lang durchzuführen. Er beendet jedoch noch das angefangene Ausbildungsjahr, besucht wieder eine weiterbildende Schule und setzt dann kontinuierlich seine Bildungskarriere bis zur Habilitation fort. Professor Uslucan war zum Interviewzeitpunkt (im Juni 2010) noch an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg tätig und ist ab dem 16.08.2010 Leiter des (früheren) Zentrums für Türkeistudien in Essen. Zugleich hat er ab derselben Zeit eine W3-Professur „Moderne Türkeistudien“ an der Fakultät für Geisteswissenschaften an der Universität Duisburg-Essen inne.

Abgesehen davon, aus einem eher bildungsfernen Elternhaus in den Status eines Universitätsprofessors zu gelangen, erscheinen in der Bildungskarriere Professor Uslucans mindestens noch zwei Aspekte bemerkenswert: Zum einen wird der Prozess seiner Entscheidungsfindung bei der Wahl der Studienrichtung geprägt von dem ‚Dilemma‘, in allen Fächern sehr gut gewesen zu sein. Als

Haci-Halil nach dem einjährigen Ausbildungsjahr als Maschinenschlosser zum „Oberstufenzentrum Feinwerktechnik“ wechselt, bahnt sich eine technische Laufbahn an. Dies hätten seine Eltern gerne gesehen (oder z.B. ein Medizin-Studium). Ihr älterer Sohn beschäftigt sich jedoch schon vor dem Abitur gerne mit Literatur, Philosophie, Politik etc. und findet diese abstrakteren Bereiche „spannender“, auch wenn sie „nicht unbedingt was Einträgliches“ für die Zukunft versprechen (Z. 214).

Humorvoll erzählt Professor Uslucan, dass er eigentlich bewusst nie ‚in die Migrationsschiene‘ wollte (deshalb neben der Psychologie auch das Philosophie- und Literaturstudium). Als er sich nach einem Promotionsthema umzusehen beginnt, raten ihm seine „Doktorväter“, eine „deutsch-türkische“ Fragestellung zu wählen, obwohl er im Studium „kaum ein Seminar besucht“ habe, das „interkulturell“ oder ‚migrationsbezogen‘ gewesen sei (s. Z. 284-290). Die Begründung, weshalb Haci-Halil Uslucan sich damals dagegen wehrte, beinhaltet jedoch (neben der Türkisierung, die er an der Stelle nicht anspricht) einen Aspekt, der vielleicht manche Angehörige der Mehrheitsgesellschaft erstaunen mag: Er will nicht ‚positiv diskriminiert‘ werden:

„ ... dahinter auch immer so ne (.) so ne Vermutung man will's einem zu einfach machen. also so irgendwie (.) //hm// mach was (2) was quasi Türkenpezifisches. das liegt (.) näher (.) äh::, so ne so ne Form von ja (.) positivem (.) positivem Rassismus. positiver Diskriminierung //mhmmhm// als immer so n Bonus: (.) bekommen. //mhm// sollte. und den: (.) w:ollte ich halt nicht. und dann äh: (.)

äh sehr schnell auch eher abgelehnt.“
(Z. 290-295)

Migranten geraten leicht ins Kreuzfeuer der Kritik – egal, wie sie sich entscheiden. Verbleiben sie fachlich in der ‚ethnischen Nische‘, könnte ihnen vorgeworfen werden, sie setzten auf den ‚Migrations-Bonus‘. Begeben sie sich bewusst in ‚neutrale Gefilde‘, setzen sie sich dem Vorwurf aus, sich in elitärer Weise von ihrer ‚Community‘ distanzieren zu wollen.

Herr Haci-Halil Uslucan wählte jedenfalls ein Promotionsthema („Handlung und Erkenntnis bei John Dewey und Jean Piaget“), das weder mit seinem Herkunfts- noch mit dem Aufnahmeland etwas zu tun hatte:

„amerikanischer Pragmatismus, das ist für n Deutschen wie für n Nicht-Deutschen (.) genauso (.) //mhm mhm// nah oder genauso genau so fern.“ (Z. 297-299)

Seine Herkunft habe ihn aber mittlerweile doch ‚eingeholt‘, was er jedoch nicht bedauere. Vielversprechend zeichnete sich seine Karriere jedenfalls von Beginn an ab. Mit Migrationsthemen kam Herr Uslucan beruflich erstmals in Berührung, als er zur Finanzierung seines Promotionsvorhabens als Einzelfallbetreuer erwerbstätig war. Er habe *„sprachliche, kulturelle ‚Übersetzungsarbeit‘ zwischen Jugendlichen und Institutionen geleistet* (Z. 320f.).

Teils entspringt die Beschäftigung mit Migrationsthemen seinem eigenen Interesse, teils setzen ihn Arbeitgeber gezielt dafür ein:

„hab äh (.) neunundneunzig bis zweitausendeins für die FAZ geschrieben. und auch dort (.) unf- (.) also, klar man hat mich: genau d-deshalb auch eingestellt. Migrationsthemen. Das heißt ich hab äh (2) über hundert (.) Kolumnen [...] über türkische Presse (geschrieben). also was diskutiert derzeit die türkische Presse. //mhm mhm// was ist sozusagen in der türkischen Politik im türkischen Kulturleben (los).“ (Z. 334-339)

Diese Arbeit habe ihm „Grundlagen über die türkische Politik, türkischen Geschichte“ vermittelt und so sei „nebenbei eine weitere Expertise aufgebaut“ worden (Z. 343-345). Hauptbeschäftigung zu dem Zeitpunkt ist jedoch die Leitung eines Projektes in Magdeburg zu „Jugendgewalt als Folge sozialer Desintegration ...“ in den neuen Bundesländern. Nach Beendigung der dreijährigen Studie habe sich die Projektgruppe die „nahe liegende“ Übertragung der Fragestellung auf Jugendliche mit Migrationshintergrund überlegt (18). Seit diesem Zeitpunkt (2002) beschäftigt sich Dr. Uslucan aus der Überzeugung heraus, dass manchen Probleme von Zugewanderten noch zu geringe Aufmerksamkeit gewidmet wird, in unterschiedlichen Feldern immer wieder mit Migrationsthemen – ohne sich länger dagegen zu wehren, wie er lachend zu Protokoll gibt:

„das natürlich auch n Pfund ist mit dem (.) das man auch (.) gezielt einsetzen kann. //

(18) An der Stelle ist es nötig, darauf hinzuweisen, dass sich in der Folge-Studie die oft angenommene höhere Gewalt rate bei Jugendlichen türkischer Herkunft nach Kontrolle des Bildungshintergrundes bei den aktiven Gewalttaten nicht bestätigt habe, wie der Interviewte betonte.

mhm mhm// äh (.) das wogegen ich mich am Anfang @(.).@ gewehrt hab //hm// jetzt: mich (.) auch eingeholt hat. äh, heute darin jetzt nich: nicht so viel, also nicht so was wie ne Diskriminierung oder positive Diskriminierung oder so sehe. hm. (.) was ich allerdings festgestellt hab ist (.) äh, das ist auch so bei den eigenen Publikationen, auch bei den eigenen Vorträgen immer deutlich geworden. das im Bereich der Psychologie das Thema (.) nach wie vor zu wenig (.) viel zu wenig (.) angepackt wird //mhm mhm// also, Fragen von jetzt Migration, Migrationsfolge.“ (Z. 420-427)

Deshalb freue er sich auf seine vielfältigen Betätigungsmöglichkeiten als künftiger Leiter des Zentrums für Türkeistudien, das übrigens im Zuge seiner Ernennung und Umorientierung seit dem Frühjahr 2010 „Stiftung für Türkeistudien und Integrationsforschung“ heißt. Er möchte in Zukunft stärker

„breite sozialwissenschaftliche (.) ähm Erforschung von Lebensbedingungen (.) von Migranten. aber nicht nur türkischer Migranten [...] alle Migranten. //mhm// und das ist denk ich n wichtiger Aspekt äh ich (2) möchte auch sozusagen auch da die Akzente setzen, äh zu kucken (2) wie sind Migrationserfolge, wie sind sozusagen auch Migrationsbarrieren und Integrationsbarrieren, Integrationserfolge, anderer Gruppen. //mhm// was unterscheidet (.) die türkischen Migranten (.) von den anderen Gruppen.“ (Z. 456-461)

Das Ruhrgebiet selbst bezeichnet Herr Professor Uslucan als „sehr reizvoll, sehr bunt“ in mindestens zweierlei Hinsicht. Zum einen: Orte mit großstädtischem Flair fänden sich zwar in enger Nachbarschaft, aber dazwischen gäbe es ländlicher anmutende Siedlungsgebiete, was den großen Ballungsraum angenehm entzerre. Zum anderen setze sich seit der Industrialisierung die Bewohnerschaft aus Zuwanderern unterschiedlicher Herkunft zusammen, was eine tolerante Atmosphäre schaffe.

Dem Zusammentreffen seiner Ernennung 2010 – das Jahr, in dem Essen und Istanbul gleichzeitig Kulturhauptstädte Europas sind – entbehre nicht einer gewissen Symbolik, meinte Professor Uslucan augenzwinkernd am Ende des Interviews.

Im nächsten Kapitel wenden wir uns der Frage zu, auf welche Art die Interviewten eine Eingliederung in den Arbeitsmarkt fanden oder suchen.

3. Erwerbsformen der Befragten

Ein akademischer Titel stellt auch für Einheimische keine Garantie für qualifikationsadäquate und gut bezahlte Stellen dar. Umso schwieriger ist es für Akademiker mit Migrationshintergrund, ihr Können und Wissen auf dem deutschen Arbeitsmarkt in kulturelles Kapital (Bourdieu) zu verwandeln (19). Ganz besonders deutlich bringt Herr Dr. Ford befürchtete Benachteiligung bei erkennbarem Migrationshintergrund in den Argumenten zu

[19] Siehe dazu eine ausführlichere theoretische Auseinandersetzung in Nohls Artikel „Von der Bildung zu kulturellem Kapital ...“ (Nohl 2010: 153-165)

seinem Namenswechsel zum Ausdruck. In den sonstigen hier dargestellten Fällen zeigen sich folgende Formen und Variationen der Verwertung des Könnens und Wissens, so dass es günstigstenfalls zu kulturellem Kapital wird:

3.1 Erfolgreich mit herkunftslandbezogenem kulturellem Kapital als ‚Zusatzqualifikation‘ bzw. gefragter Expertise im Migrationsbereich

Bei den für diese kleine Studie im Ruhrgebiet Befragten mit Vorfahren aus den ehemaligen Anwerbeländern, die derzeit qualifikationsadäquat beruflich tätig sind, dokumentiert sich, dass sie ihre Migrationserfahrungen und ihr herkunftslandbezogenes Wissen (in leicht variierenden Formen) als zusätzliche Qualifikation einbringen:

Frau Professor Dr. Kalafatoğlu bezieht ihr Wissen über die Türkei u.a. von ihrem Vater, einem mehrjährigen Aufenthalt in der Türkei während der Kindheit, diversen Besuchen und dem Studium der Turkologie. Ganz bewusst hat sie die Fachgebiete und die spätere berufliche Ausrichtung gewählt, um ‚deutsch/türkisch auszubalancieren‘. Dies geschah zunächst aus Interesse am Herkunftsland ihres Vaters, und nicht aus bewusst-strategischem Kalkül, sich auf dem Gebiet bessere berufliche Chancen auszurechnen. Frau Dürdane Günay-Yılmaz sowie ihr Ehemann Murat Yılmaz sind dabei, ganz ähnlich ihre Bildungs- und Karrierewege zu

gestalten. Im pädagogischen bzw. sozialarbeiterischen Bereich zielt es bei Emine Kira, Meltem Özer, Helene Shaltout und John Bari in dieselbe Richtung: Frau Shaltout ist (mit ihrer – nach eigenen Worten – ‚Multi-Kulti-Familien-Konstellation‘ bezeichnender Weise) in der allgemeinen Migrantenberatung eingesetzt, Frau Özer berät muslimische Klientinnen zumeist aus der Türkei, Herr Bari aus Zaire betreut Klienten aus Afrika, Frau Kira unterrichtet u.a. Türkisch in der Schule (die letztgenannten fünf Fälle siehe ausführlicher im Anhang).

Im Ergebnis läuft es auch bei Herrn Professor Dr. Uslucan darauf hinaus, dass er seine Migrationserfahrungen und sein herkunftslandbezogenes kulturelles Kapital in die eben angetretene Stelle erfolgreich einbringt – auch wenn er dies ursprünglich sogar deziert vermeiden wollte.

Besonders im Vergleich mit jenen Befragten, die – ohne herkunftslandsbezogenes Wissen verwerten zu können oder zu wollen – Schwierigkeiten haben, auf dem Arbeitsmarkt unterzukommen oder (wie Dr. Ford) den Namen ändern, um den ‚Migrations-Malus‘ zu umgehen, mag ein pessimistischer Eindruck erweckt werden. Dies ist jedoch differenzierter zu betrachten [20], wie man gerade am Fall von Frau Professor Kalafatoğlu sieht: Sie befasst sich leidenschaftlich gern mit Migrationsthemen und würde sich mit etwas anderem auch gar nicht hauptberuflich beschäftigen wollen.

[20] Rechtsanwältinnen türkischer Herkunft gaben in 1999/2000 geführten Interviews sogar an, sie sähen wegen der großen ‚eigenethnischen Community‘ für sich sogar beim Berufsstart bessere Chancen als für ihre deutschen Kollegen. Ebenso wie Ärztinnen und Sozialarbeiterinnen ließen sie jedoch mehr oder weniger deutlich durchblicken, dass sie sich marginalisiert fühlen, weil sie kaum von Klienten bzw. Patienten der Mehrheitsgesellschaft aufgesucht werden (Ofner 2003).

Trotzdem findet sie es enervierend, fremdbestimmt darauf reduziert zu werden. So beklagt sie sich etwa, an der Universität fachübergreifend wie „ne Art Migrationspolizei“ herangezogen zu werden.

Die in diesem Abschnitt Genannten sind in Erwerbsektoren tätig, die teilweise deswegen existieren, weil Migranten nach wie vor nicht dieselben Chancen wie die Angehörigen der Aufnahmegesellschaft haben. Zugespitzt formuliert, würde Herr Professor Us-lucan, wenn er als Leiter der nunmehr „Stiftung für Türkeistudien und Integrationsforschung“ genannten Institution alle Ziele erreichte (und auf allen Ebenen ein gleichberechtigtes Miteinander herrschte), einen Großteil der Aufgaben der Stiftung ‚verlieren‘. Die Institution müsste bzw. dürfte dann erneut umbenannt werden, weil sich ‚Integrations-forschung‘ erübrigte hätte.

3. 2 Versuch der Einbindung herkunftsland-bezogenen Wissens in Wirtschaft und Technik

In Anknüpfung an die Schlussbemerkungen im vorherigen Abschnitt sei zunächst kurz auf den (im Anhang bündig dargestellten) Fall von Murat Yilmaz hingewiesen. Der Sozialwissenschaftler hat sich selbständig gemacht und bietet auf quantitativer Basis erstellte Expertisen zu Migrationsthemen an. Ein Ergebnis einer seiner Untersuchungen ist die Feststellung eines hohen Maßes an ‚Rückkehrbereitschaft‘ von Akademikern türkischer Herkunft. Als er dies während des Interviews thematisierte, äußerte er, sich selber mittlerweile auch mit Rückkehrab-

sichten zu tragen, weil er für sich und sein Unternehmen deutlich schlechtere Chancen sehe als für seine deutschen Konkurrenz.

Für immer in ihr Geburtsland zurückzukehren, hat Daphne Satori nicht vor. Von sozialem Engagement angespornt möchte die in Tansania zur Welt gekommene Landschafts- und Stadtplanerin jedoch ganz bewusst im beruflichen Bereich Bezüge zum Herkunftsland herstellen. Bei Angehörigen von zahlenmäßig sehr kleinen Minderheiten ist es jedoch schwieriger, dies in Anbindung an Institutionen bzw. Organisationen zu verwirklichen. Sie befindet sich im Anfangsstadium der Schaffung einer Nische, in der ihre ambitionierten Pläne – einen halb-kommerziellen Freizeitpark für Jugendliche in Tansania zu errichten – realisiert werden könnten. In dieser frühen Planungsphase hat sie noch mit vielen, schwer überwindbaren Hindernissen zu kämpfen (z.B. einen Sportartikel-Hersteller als Sponsor zu finden, der mit Aussicht auf Erschließung eines künftigen Marktes zunächst Sportartikel spendet). Hier dokumentieren sich Schwierigkeiten, die auch auf fehlendes soziales Kapital (Bourdieu) zurückzuführen sind. Ihr familiäres und soziales Umfeld kann ihr bei der Knüpfung von Kontakten zu entsprechenden Firmen, Institutionen und Netzwerken nicht behilflich sein (21).

Der ca. 15 Jahre ältere, dreifache Vater Lufu Ka aus Guinea Bissao befindet sich auf Grund seiner familiären Pflichten nicht in der Lage, in fernere Zukunft gerichtete Projekte in Erwägung zu ziehen. Er sieht sich in der

[21] Zur Bedeutung sozialer Netzwerke siehe (Thomsen 2010, Klein 2010, Schittenhelm/Hatzidimitriadou 2010)

Verantwortung, für seine Familie zu sorgen und setzt dies in einem niedrigschwelligeren Bereich um. Bis zu einem gewissen Grad sein Wissen über landwirtschaftliche Produkte aus dem Studium verwertend und auf seine Kochkünste bauend, beschloss er, einen Bio-Imbiss zu eröffnen, als ihm die Pacht eines geeignet erscheinenden Lokales angetragen wurde. Dort bietet er Mahlzeiten aus Produkten biologischen Anbaus an, die auch – aber nicht ausschließlich – aus Afrika stammen und entsprechend zubereitet werden. Die meisten Gerichte auf der Speisekarte sind jedoch deutsch bzw. international. Es ist ihm kein vordergründiges Anliegen, Essen nach afrikanischen Rezepten anzubieten, wichtiger ist ihm der Umweltschutz- und Gesundheitsaspekt. Um finanziell erfolgreicher zu sein, müsste er in eine günstiger gelegene Lokalität investieren. Dieses Problem, das zunächst nicht ‚migrationsspezifisch‘ erscheint, ist es auf den zweiten Blick – ähnlich wie bei Frau Satori – in gewisser Weise doch: Er ist in sein jetziges Erwerbstätigkeitsfeld nicht auf einem kontinuierlichen Pfad gelangt, sondern über Umwege dahin gekommen, die mit den Brüchen in seiner Biographie in engem Zusammenhang stehen. So befindet er sich nicht in einem passend engmaschig geflochtenen Netzwerk in seinem jetzigen Metier, sondern in einem sehr lückenhaften. Es fehlt ihm an geeigneten Beratern, Kreditgebern u.a.m.

Wie bei Frau Satori dokumentieren sich bei der beruflichen Laufbahn Nachteile (im Ver-

gleich zu Einheimischen), die nicht nur migrations-, sondern auch schichtspezifisch bedingt sind (22). Die mangelnden Kontakte stellen sich bei den beiden Letztgenannten und auch bei Herrn Yilmaz als schwerwiegende Hindernisse bei kommerziellen Unternehmungen dar. Das Ineinandergreifen unterschiedlicher Dimensionen bei der Einmündung ins Erwerbsleben wird auch im nächsten Abschnitt in ähnlicher Weise deutlich.

3.3 Herkunftslandunabhängige Eingliederung in den Arbeitsmarkt

Im Fall des Maschinenbau-Diplomingenieurs Babak Akbari und des Diplom-Betriebswirtes Jamil Zana erweist sich fehlendes soziales Kapital unter anderen Barrieren als Karrierehindernis. Interviewte, die in solche Arbeitsmarktbereiche vordringen wollen, in denen der Migrationshintergrund keinerlei Vorteil bietet, berichten von großen und teils vergeblichen Anstrengungen. Sobald es keinen Nutzen bringt, vermeintlich ‚bikulturelle Kompetenzen‘ zu besitzen, stelle sich nicht nur keine neutrale Situation her, sondern besonders das Gastarbeiterstigma gereiche geradezu automatisch zum Nachteil. (23)

Herr Dipl.-Ing. Akbari (Jahrgang 1961) hat – nach langer Wartezeit auf die Entscheidung über seinen Asylantrag – nach einigen entmutigenden Absagen resigniert und fährt seitdem Taxi. Der 14 Jahre jüngere Dipl.-Kfm. Jamil Zana (Jahrgang 1975) ist zwar

(22) Zu fehlendem „sozialem Kapital“ siehe Bourdieus Ausführungen zu den ‚Kapitalsorten‘ (Bourdieu 1983: 190-195). Der Vollständigkeit halber sei noch in Bezug auf das hier verwendete empirische Material angemerkt, dass bei Herrn Yildiz migrations- und ‚schicht‘-bedingt zwar keine relevanten Verzögerungen in der Bildungskarriere zu verzeichnen sind, aber implizit zu Tage tritt, dass er sich als ‚Gastarbeitersohn ohne Beziehungen‘ auf dem Erwerbsmarkt mit geringerem Kapital ausgestattet sieht.

auch bis zu einem gewissen Grad ernüchtert, jedoch nach wie vor bemüht, auf dem Arbeitsmarkt wenigstens halbwegs qualifikationsadäquat einzumünden. Zum Interview kam er gerade von einem Bewerbungsgespräch und berichtet (zwar nicht gleich aber in einer späteren E-Mail) von großen Vorbehalten potentieller Arbeitgeber („Ja ich habe mich oftmals benachteiligt gefühlt, da ich auch weiß, wie Personaler entscheiden. Oft schauen sie nach dem Namen oder nach dem Bild oder sonst irgendwas“). Er bezweifelt, jemals einen seiner Qualifikation völlig angemessenen Job mit adäquater Entlohnung zu erhalten.

Ganz anders stellt sich der Fall der beruflich vollauf zufriedenen Frau Professor Shelly Reer dar. Zwar entstammt auch sie keiner Akademikerfamilie, aber ihre Eltern haben höhere Schulen besucht, ein gutes Einkommen und konnten Shellys Bildungskarriere ganz anders unterstützen. Frau Reer erwarb während ihrer sehr stringenten und ambitionierten Bildungskarriere Können und Wissen, das zwar hoch spezialisiert, aber durchaus in Universitäten unterschiedlicher Länder gefragt – und damit transnationalisierbar ist. Ihr kulturelles Kapital hat keinen Bezug mehr zu ihrer eigenen regionalen Herkunft

oder der ihrer Vorfahren. Sie hat sich eine Expertise angeeignet, die nicht in den Kontext von ‚Migration‘, sondern von ‚global Playing‘ gebracht wird. Sie ‚spielt in einer anderen Liga‘, würde man umgangssprachlich formulieren. Daran ändert auch – zumindest in der Berufssphäre – die ‚Visibilität‘ nichts. Ihrer äußeren Erscheinung nach wäre Frau Professor Reer gemäß ihrer eigenen Einschätzung ebenso wie Herr Jamil Zana mehr oder weniger einem ‚mediterranen Phänotypus‘ zuzuordnen. Jedoch kann sie mit dem Selbstbewusstsein einer oberen Mittelschichtsangehörigen einerseits und ihrem US-amerikanischen Reisepass andererseits souveräner damit umgehen (24).

Völlig problemlos erscheint der Berufseinstieg auf Managementebene für den Inhaber eines EU-Reisepasses Jonathan Dodds. Er bewegt sich als Ökonom auf einem ‚transnational angesiedeltem‘ Niveau, auf dem – wie selbstverständlich auch von allen Deutschen – Englisch gesprochen wird. Selbst Meetings, an denen er als einziger nicht des Deutschen Mächtigen teilnehme, würden anglophon abgehalten („my work-environment is English“). Herr Dodds besitzt alle Voraussetzungen, um erfolgreich als ‚global Player‘ wirken zu können (weiß, ang-

[23] Helene Shaltout zeichnete eine ähnlich ungünstige Situation betreffend ihren Ehemann nach: Er ist gebürtiger Ägypter und mit abgeschlossenem Maschinenbaustudium nach Deutschland gekommen, wo eine universitäre Zusatzqualifikation als Kälte-, Klima- und Lüftungsingenieur absolvierte (s. Anhang). Inzwischen ist er Hartz-IV-Empfänger und führe seine Schwierigkeiten - bei starkem Wettbewerbsdruck Aufträge zu erhalten - auf seinen Migrationshintergrund zurück, denn seine Referenzen seien ausgezeichnet. Diese durch narrative Interviews dokumentierten Wahrnehmungen (vor allem auch in früher von mir durchgeführten Studien) finden Bestätigung in den Ergebnissen eines jüngst veröffentlichten quantitativen Experiments: Im Auftrag des ‚Forschungsinstitutes für Zukunft und Arbeit‘ wurden mehr als 1000 fiktive Bewerbungen um Praktikumsplätze für Studenten der Wirtschaftswissenschaften mit identischen Qualifikationen verschickt. Bewerber mit türkischen oder arabischen Namen hatten deutlich seltener eine positive Rückmeldung erhalten (Kaas/Manger 2010).

[24] Zu Zusammenhängen von Diskriminierungswahrnehmungen und sozioökonomischer Einbettung siehe Ofner 2010: 224-234.

lophon, männlich, gebildete Herkunftsfamilie, akademischer Abschluss auf einer renommierten Universität, frühe und vielfältige berufliche Auslandserfahrungen).

In diesem Abschnitt haben zwar alle Genannten gemein, dass sie herkunftslandunabhängig auf dem Arbeitsmarkt untergekommen sind, jedoch zeigen sich bei diesen Fällen – ähnlich aber noch deutlicher als im vorangegangenen Abschnitt – große Niveaudifferenzen bei der Einmündung in den Erwerbssektor vom Taxifahrer bis zum erfolgreichen Manager. In diesen Unterschieden dokumentiert sich das Zusammenwirken mehrerer Dimensionen. Es kommt nicht allein auf den Bildungsabschluss an und wo er erworben wurde. Weitere entscheidende Rollen bei der Karriere von Zugewanderten spielen im Verlauf der Statuspassagen in den Arbeitsmarkt des Aufnahmelandes unter anderem der Aufenthaltstitel (25) sowie der familiäre Bildungs- und Einkommenshintergrund.

4. Erfahrene Marginalisierung im Bildungs- und Erwerbssektor

Wie in den voran gegangenen Abschnitten zu Tage trat, sind es komplexe Konstellationen, die für den Erfolg oder das Scheitern auf dem Erwerbssektor verantwortlich sind. Die Qualität der Einmündung in den Arbeitsmarkt ist keineswegs ausschließlich vom Können und Wissen der Hochqualifizierten

mit Migrationshintergrund abhängig, sondern wird vom Zusammenwirken mehrerer Dimensionen beeinflusst, wie z.B. der rechtlichen Situation, dem sozialen Kapital, dem Ansehen, das die Herkunftsregion im Aufnahmeland genießt, bilateralen Abkommen usw. In diesem Kapitel soll das Augenmerk ein wenig stärker auf Ausschlussmechanismen gelenkt werden, die strukturell in der Mehrheitsgesellschaft verankert sind und nicht zwangsläufig etwas mit den persönlichen Voraussetzungen migrierter Individuen zu tun haben.

Hochqualifizierte Ausländer und Ausländerinnen mit transnationalisierbarem kulturellem Kapital, wie z.B. Frau Professor Reer oder Herr Dodds, sind erst stärker durch Debatten um Globalisierung und Greencard in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. Ausländische Akademiker wie sie und vor allem Experten im IT-Bereich, die wegen ihres hoch geschätzten Könnens und Wissens gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben, deswegen nach Deutschland kommen und/oder in Deutschland bleiben (26), werden anders wahrgenommen als die weitaus größere Zahl derer, die aus anderen Motiven den Weg hierher gefunden haben oder deren Eltern als ‚Gastarbeiter‘ von Deutschland angeworben wurden. Letztere haben – sofern sie nicht inzwischen die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen – mit Benach-

[25] Ausführlich zur Beeinträchtigung bis zur Vernichtung von Arbeitsmarktchancen von hochqualifizierten Migranten mit unsicherem Aufenthaltsstatus siehe Beiträge des 2010 erschienenen Sammelbandes „Kulturelles Kapital in der Migration“ (in alphabetischer Reihenfolge) von Nohl, Ofner, Thomsen, von Hausen und vor allem Weiß (zu rechtlicher Exklusion und deren Folgen für die Betroffenen)

[26] Allerdings sind dies bekanntlich sehr viel weniger als bei der Initiierung der ‚GreenCard‘-Initiative erhofft bzw. erwartet wurde.

teilungen sowohl staatsbürgerschaftsrechtlicher als auch anderer Art zu kämpfen.

Die erste Hürde für Einwanderungswillige besteht zumeist im Erhalt eines Visums, das einen dauerhaften Aufenthalt erlaubt sowie einer Arbeitsgenehmigung. Deren Verweigerung auf juristischer Rechtsgrundlage kann als legale Exklusion bezeichnet werden. Bei allen anderen, weniger greifbaren Ausschlussmechanismen, wird von symbolischer Exklusion (27) gesprochen.

Als Beispiel **legaler Exklusion** und deren (negative) Auswirkungen in Form von Karriereunterbrechung und -behinderung können hier die Fälle der ehemaligen iranischen Asylsuchenden Akbari und Sareh angeführt werden. Beide haben durch langjährige Anerkennungsverfahren den Anschluss an ihre Qualifikation verloren; er arbeitet nun als Taxifahrer und seine Frau als Tagesmutter (28).

Im Hinblick auf **professionsrechtliche Verfahren** wurde von Herrn Dr. Erol Agha beklagt, wie die zuständigen Behörden (in Essen) das zur Berufsausübung zunächst notwendige Verfahren zur Anerkennung seines Medizinstudiums aufgebläht hätten (das er bis auf die letzten beiden Semester ohnehin in Deutschland durchgeführt habe). Die zuständigen Behörden hätten dies so aufwändig und zeitraubend gestaltet, dass er in ein benachbartes Bundesland auswich. Dort seien alle Formalitäten – die bis zur Anstellung

als Arzt in einem Krankenhaus mit einem ausländischen Studienabschluss abzuwickeln sind – in kürzester Zeit erledigt worden.

Was die konkrete **Behandlung durch das Behördenpersonal** anbelangt, kann zu legaler Exklusion (aber auch zu Inklusion) noch symbolische Exklusion in Form von persönlicher Diskriminierung dazu kommen. So schildert Professor Reer anschaulich (s. Kapitel 2), wie sie selbst oder ihr aus Japan stammender wissenschaftlicher Mitarbeiter auf der Ausländerbehörde demütigend behandelt wurden, obwohl es keinen rechtlich-formalen Grund gab, die Verlängerung des Aufenthaltsvisums zu verweigern.

Auch Frau Professor Kalafatoğlu berichtet z.B. über Unterstellungen auf Behörden, Deutsch sei nicht ihre Muttersprache und sie wisse vielleicht nicht genau, was einzelne Ausdrücke bedeuten.

Institutionelle Diskriminierung von Kindern mit Migrationshintergrund in der Schule ist hinreichend erforscht und veröffentlicht (29) worden. In den im Kapitel 2 präsentierten Fällen betrifft dies Dr. Bakir Ford, Daphne Satori, Helene Shaltout und Jamil Zana, deren lebendige Erfahrungen sich folgendermaßen darstellten:

- Der später mit einem Hochbegabten-Stipendium bedachte Bakir Ford hat seitens der Grundschule keine Gymnasialempfeh-

(27) Ausführlich zur theoretischen Herleitung des Begriffs siehe Ofner 2010: 224f.

(28) Ausführlich zur Lage von hochqualifizierten Flüchtlingen (allgemein in Deutschland) siehe Anja Weiß (2010: 123-127) und Niki von Hausen (2010: 138-152).

(29) Siehe z.B. die Studie zu institutioneller Diskriminierung in der Schule von Gomolla, M./Radtke, F. (2002).

lung erhalten. Ohne die Beharrlichkeit seiner Mutter wäre seine Bildungskarriere bestenfalls auf Umwegen zustande gekommen.

- Daphne Satori und Jamil Zana haben solche Umwege durchlaufen, indem sie trotz guter Noten zunächst auf der Hauptschule bzw. Realschule gelandet sind. Frau Satori sucht dafür eher Gründe bei ihren Eltern, die sie ‚nicht überfordern‘ wollten. Jamil Zana weist dagegen eindeutig auf eine intendierte Marginalisierung durch das Lehrpersonal hin (*„sie kennen ja (.) die deutschen Lehrerinnen. Ein Ausländer darf nie besser sein als ein deutsches Kind“*).

- Helene (Rudy später verehelichte) Shaltout habe ein gymnasiales Zeugnis mit ausgezeichneten guten Noten in der Tasche gehabt, als sie mit ihren Eltern ein Jahr vor dem Abitur Polen als Aussiedlerin verließ. In Deutschland sei ihr abgeraten worden, die allgemeine Hochschulreife zu erwerben und stattdessen von der zuständigen Beratungsstelle empfohlen worden, einen Pflegeberuf zu erlernen.

Diese Beispiele sollen tendenzielle Benachteiligungen verdeutlichen, die Kinder mit Migrationshintergrund stärker betreffen als einheimische. Es könnten selbstverständlich auch andere Beispiele aufgeführt werden, denen Unterstützung zuteil wurde, wie bei Bakir Ford dann auf dem Gymnasium, oder

bei Murat Yildiz, für dessen Bildungskarriere sich eine Grundschullehrerin einsetzte. Dies ändert aber nichts an der Tendenz, Kindern mit Migrationshintergrund aus sozial schwachen Familien besonders geringe Chancen zuzugestehen oder anders ausgedrückt: die ihnen zuteil werdenden Fördermaßnahmen reichen bei weitem nicht aus, Chancengleichheit herzustellen. Dies zeigen auf quantitativer Ebene u.a. die in den statistischen Analysen und Studien von Seifert aufgeführten Zahlen (Seifert 2009 und 2010) (30).

Bei der Erwachsenenbildung sind hier im Fall der 35-jährigen ‚Aussiedler-Gattin‘ Natascha Baum (s. Anhang) Schwierigkeiten beim Erhalt einer staatlich finanzierten Maßnahme dokumentiert, die die Universitätsabsolventin davor bewahren würde, als Putzfrau ihren Lebensunterhalt zu verdienen (31).

Diskriminierungen bei Bewerbungsverfahren bzw. bei Auftragsvergaben etc. sind in den Erzählungen von Daphne Satori, Jamil Zana, Lufu Ka und Murat Yildiz dokumentiert. (Sie wurden – mit Ausnahme des Folgenden – bereits im voran gegangenen Kapitel in den Abschnitten 3.2 und 3.3 dargelegt.) Die extremste von Befragten dieser Studie geäußerte Form rassistischer Ausgrenzung schilderte Frau Satori, die wegen ihrer Hautfarbe bei der Bewerbung für einen Job in einem Callcenter unverhohlen plump schon im Flur

[30] Zwei statistische Auffälligkeiten sollten i.d.Z. wenigstens am Rande noch(mals) Erwähnung finden: (1.) Bei den im Ruhrgebiet Wohnenden mit Migrationshintergrund weisen Frauen höhere Bildungsabschlüsse als Männer auf. (2.) Wie bereits in Abschnitt 2.1 angemerkt, erwirbt im Ruhrgebiet ein prozentual geringerer Anteil an Abiturient(inn)en mit Migrationshintergrund einen Hochschulabschluss als Einheimische.

[31] Ähnliche Fälle von Einmündungen Hochqualifizierter mit gleichberechtigtem Arbeitsmarktzugang in unterste Arbeitsmarktsegmente (allgemein in Deutschland) siehe Nohl/Ofner/Thomsen 2007.

abgewimmelt wurde („und dann komm ich dahin und dann schaute mich ein: (.) vielleicht so:, acht Jahre älterer (.) äh, junger Mann an. als hätt er gerade 'n Gespenst gesehen“).

Unterschiedliche Formen von Ausgrenzung sind in Interviews mit Hochqualifizierten überall in Deutschland ähnlich dokumentiert (siehe die Studie „Kulturelles Kapital in der Migration“ 2010). Es finden sich bei den hier Befragten keine Anhaltspunkte, dass sie im Ruhrgebiet stärker mit Diskriminierung zu kämpfen haben als anderswo. Umgekehrt zu behaupten, es gäbe hier generell schwächer ausgeprägte Ausgrenzungsmechanismen, wäre zu gewagt. Auf dieses kleine Sample bezogen lässt sich aber feststellen, dass relativ viel Positives über den Umgang mit Migranten im Ruhrgebiet gesagt wurde.

5. Bezug der Befragten zum Ruhrgebiet

Aussagen zu Spezifika über das Ruhrgebiet sind in erster Linie von jenen Interviewten interessant, die anderswo leben oder gelebt haben.

Hinsichtlich ihrer **Erwerbschancen** gelangen die in der Wirtschaft bzw. auf dem freien Markt tätigen Befragten zu einer skeptischen Einschätzung. Weil das Ruhrgebiet „wirtschaftlich unterprivilegiert“ sei, zog z.B. Herr Dr. Ford mit seinen ehrgeizigen Plänen im Gepäck ins Rheinland. Herrn Dr. Fords Aussage bezüglich der ökonomischen Situation im Ruhrgebiet findet Entsprechung in den Ergebnissen quantitativ angelegter Betrachtungen (s. die in Abschnitt 2.1 auszugewei-

dargelegten Analysen und Studien von Seifert (2009 u. 2010)), denen zufolge schneidet die ‚Rheinschiene‘ deutlich besser ab als das Ruhrgebiet – und zwar laut Seiferts Ergebnissen v.a. hinsichtlich des Bildungs- sowie Qualifikationsniveaus der Bevölkerung und der Erwerbsmöglichkeiten. Das Ruhrgebiet sei eine „Region im Strukturwandel“ mit hoher Arbeitslosigkeit. Dagegen verfüge die „Rheinschiene“ über einen „breite(n) Dienstleistungssektor, Verwaltung (Düsseldorf), Wissenschaft (Bonn), Chemische Industrie (Leverkusen)“ und niedrige Arbeitslosigkeit (Seifert 2009:4).

Auch wenn höher Qualifizierte mit Migrationshintergrund in beiden Regionen eine niedrigere Erwerbsbeteiligung als Personen ohne Migrationshintergrund (Seifert 2009: 26) aufweisen, kommen jene Interviewten, die in Abschnitt 3.1 („Erfolgreich mit herkunftslandbezogenem kulturellem Kapital als ‚Zusatzqualifikation‘ bzw. **gefragter Expertise im Migrationsbereich**“) erwähnt wurden, zum gegenteiligen Schluss. Sie beurteilen das Ruhrgebiet als Region, die ihnen beruflich gute Chancen böte. Es handelt sich, wie gesagt, um in der Wissenschaft sowie in sozialen und pädagogischen Gebieten abhängig Beschäftigte, deren Tätigkeiten starke Bezüge zu migrationsspezifischen Bereichen aufweisen.

Auf die in den Interviews dokumentierten Stereotype hinsichtlich des **Lebensgefühls** bzw. der **Lebensqualität** soll hier nur kurz eingegangen werden. Es ist müßig, auf die Problematik hinzuweisen, eine ganze Region als ‚kulturell einheitliches Gebilde‘ darzustellen; schließlich ist über die Prozesshaf-

tigkeit und Heterogenität von ‚Kulturen‘ in den letzten 15 Jahren hinlänglich viel geschrieben worden. Hier soll nur angemerkt werden, dass einige der Befragten Lebensart und Umgangsformen im Ruhrgebiet als äußerst positiv hervorhoben. Besonders Tanja Kowalski, die nie von dort fort wollte – und so schnell wie möglich zurück möchte –, drückt in ihrem Heimweh besondere Verbundenheit und Liebe zu der Region und ihrer Bewohnerschaft aus. [32] (Keine(r) der Befragten äußerte sich negativ über die vorherrschenden Umgangsweisen und Kommunikationsformen im Ruhrgebiet [33] (dies ist aber keineswegs als quantifizierende Aussage zu werten!).

Vor allem Frau Professor Kalafatoğlu und das Ehepaar Günay-Yildiz (letztere unabhängig voneinander) hoben die Selbstverständlichkeit hervor, die ihr Migrationshintergrund im Ruhrgebiet bedeutet und wie sehr sie dies genossen. Frau Günay-Yildiz benennt im Interview spontan drei „solche Kleinigkeiten, die einfach auch dazu führen, dass man sich irgendwie verstanden fühlt“ (Z. 582f.). Sie habe in einer Buchhandlung ihren Namen nicht buchstabieren müssen, in einem Pralinenladen habe *„die bedienende Dame das völlig normal aufgenommen dass wir Pralinen für unsere Mütter ohne Alkohol kaufen wollten zum Muttertag, ähm hat uns direkt auch ähm- hat die Schweinegelatine und so weiter direkt mitgedacht wir mussten das*

nicht noch extra sagen, (.) und ähm wir haben unsere Hochzeit selber finanziert, als wir 'n Kredit aufnehmen wollten (.) wusste der Sachbearbeiter "ja, türkische Hochzeit, sie werden Goldgeschenke und Geldgeschenke bekommen," er hat quasi als er den Kredit bewilligt hat sich nicht beschränkt nur auf die Einkommensverhältnisse sondern auch auf den Hintergrund nämlich dessen dass wir im Grunde genommen, durch die Hochzeit, das Geld wieder rein kriegen aber halt nur 'ne Vorschuss- ne Vorschussfinanzierung brauchen, und was halt alles die Sache nicht so kompliziert gemacht hat weil wahrscheinlich durch die Einkommensverhältnisse die wir hatten mit befristeten Verträgen seinerzeit, hätten wir möglicherweise den Kredit woanders nicht bekommen.“ (Z. 570-581)

Herr Yildiz hat den Großteil seiner Kindheit am Niederrhein verbracht, sich aber später bewusst für das Ruhrgebiet entschieden: *„Und im Ruhrgebiet ist es dann halt so, okay auf den einen oder anderen Idioten trifft man immer noch. Aber im Ruhrgebiet ist das weitaus angenehmer, weil die Menschen sich gewöhnt haben, da kommen dann diese blöden Fragen nicht, wie zum Beispiel ähm äh <<wo kommst du denn her?>>“.*

Die (Ehe-)Frau Günay-Yildiz (die hier exemplarisch für die anderen Interviewpartner mit Vorfahren aus der Türkei, die sich durchweg

[32] Ergänzend sei kurz festgehalten, dass es bei Wissenschaftskarrieren üblich ist, nicht alle Stationen bis zur Habilitation am selben Ort zu durchlaufen. Oder wie es Frau Professor Dobriwodi ausdrückte („Man darf nicht dort habilitieren, wo man später gerne einen Lehrstuhl haben möchte“.) Deshalb sind auch ihre – vorübergehenden – Fortzügen aus dem Ruhrgebiet entsprechend einzuordnen und nicht als Binnenmigration wegen ‚Strukturschwächen‘ im Ruhrgebiet.

[33] Nur am Rande sei erwähnt, dass es quantitative Untersuchungsmethoden gibt, die mit einiger Verlässlichkeit die Zufriedenheit der Bevölkerung in einem bestimmten Gebiet – im Vergleich zu anderen – zu erforschen vermögen.

ähnlich diesbezüglich geäußert haben, zitiert werden soll) benennt noch das breite Angebot an türkischen Produkten sowie kulturellen Veranstaltungen. Namhafte türkische Künstler treten häufig im Ruhrgebiet auf und alles sei wegen der räumlichen Nähe relativ gut und schnell zu erreichen. Auch beruflich beurteile sie – die jedoch bislang immer nur staatlich finanzierte Stellen bekleidete – hier ihre Chancen als gut.

Nur die ‚global Player‘ Jonathan Dodds und Prof. Shelly Reer konstatierten eine gewisse Provinzialität was Flexibilität mit Lebensformen anbelangt, die etwas außerhalb des Gewohnten angesiedelt sind. Während Herr Dodds dies eher nebensächlich thematisierte, war dieser Aspekt für Prof. Reer eine maßgebliche Komponente, ihren Wohnsitz nach außerhalb zu verlegen. Als Frau, die einen höheren akademischen Grad als ihr Ehemann erlangte und phasenweise auch mehr als dieser verdiente, sei sie bereits auf ungläubiges Staunen gestoßen. Gravierender waren aber konkret spürbare Schwierigkeiten, die auftauchten, als sie als ganztags berufstätige Mutter nicht nur auf Unverständnis, sondern auch auf mangelnde Kooperationsbereitschaft bei den potentiellen Betreuungsstellen stieß.

Im **Umgang mit Behörden** haben die Interviewten ähnlich negative Erfahrungen geäußert, wie in anderen Gebieten Deutschlands auch. Hervorzuheben ist jedoch die vom Arzt Dr. Agha erlebte Odyssee, als er seinen Studienabschluss anerkennen lassen wollte. Das brachte ihn schließlich dazu, dem Ruhrgebiet den Rücken zu kehren, obwohl er dort auf acht Bewerbungen in Krankenhäusern

acht Zusagen bekommen hatte. In einem benachbarten Bundesland sei sein Abschluss binnen kürzester Zeit nostrifiziert worden.

6. Schlussbetrachtung

Auf den ersten Blick mag es paradox erscheinen, dass von den Interviewten positiv hervorgekehrt wird, im Ruhrgebiet sei es vergleichsweise normal, mit Diversität umzugehen, sie zu akzeptieren und gleichzeitig zu betonen, es gäbe hier viele Institutionen, die sich mit Migranten bzw. Migrationsproblematiken beschäftigen. Denn die Existenz solcher Institutionen indiziert Thematisierungs- und Handlungsbedarf. Erst ihr erfolgreiches Wirken kann der Weg zu einem emanzipierten Miteinander sein. Das Ziel, einander nicht nur auf gleicher Augenhöhe zu begegnen, sondern das Stigma – mit dem „Migrationshintergrund“ häufig assoziiert wird – gänzlich zu beseitigen, scheint vorläufig dennoch relativ fern.

Dr. Ulrike Selma Ofner ist Dozentin an der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg. Schon in ihrer Dissertation (2003) beschäftigte sie sich mit dem Thema „Akademikerinnen türkischer Herkunft“.

Anhang

I. Transkriptionsregeln

Folgende Richtlinien gelten für die Transkription:

(.)	Pause bis zu einer Sekunde
(2)	Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert
<u>nein</u>	betont
nein	laut (in Relation zu üblichen Redelautstärke)
°nee°	sehr leise (in Relation zu üblichen Redelautstärke)
.	stark sinkende Intonation
;	schwach sinkende Intonation
?	stark steigende Intonation
,	schwach steigende Intonation
viell-	Abbruch eines Wortes
oh=nee	Wortverschleifung
nei::n	Dehnung, Häufigkeit vom : entspricht der Länge der Dehnung
(doch)	Unsicherheit in der Transkription, schwer verständliche Aussage
()	unverständliche Äußerung, die Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der unverständlichen Äußerung
((stöhnt))	Kommentar bzw. Anmerkung zu parasprachlichen, nicht-verbalen oder gesprächsexternen Ereignissen; die Länge der Klammer entspricht im Falle der Kommentierung parasprachlicher Äußerungen (z.B. Stöhnen) etwa der Dauer der Äußerung
@nein@	lachend gesprochen
@.)@	kurzes Auflachen
@(3)@	3 Sek. Lachen
//mhm//	Hörersignal des Interviewers, wenn das //mhm// nicht überlappend ist

II. Kurzbiographien

(jener Interviewter, deren Fall im Hauptteil noch nicht eigens dargestellt wurde)

(A) Jene, die das Ruhrgebiet – zunächst vorübergehend – verlassen haben:

Prof. Dr. Anna Dobriwodi (Großvater wanderte aus Oberschlesien ein), geb.1963, Univ.Prof. in Lüneburg (pendelt ins Ruhrgebiet, wo auch ihr Lebenspartner wohnt)

(„im Ruhrgebiet haben ja alle irgendwie komische Namen“)

Der Großvater war als Jugendlicher aus Polen eingewandert, die Vorfahren stammen aus unterschiedlichsten Regionen und hatten teilweise auch deutsche Wurzeln.

Ähnlich wie Tanja Kowalski kommt Anna Dobriwodi in einer Zechenhaussiedlung als einziges Kind von Eltern zur Welt, die eine etwas höhere Berufsausbildung genossen (als die im Bergbau tätigen Großväter). Auch die Bildungskarriere gleicht jener Tanjas: Der Besuch des Gymnasiums sei – sowohl für das begabte Kind Anna selbst, als auch für die Eltern und Lehrer – selbstverständlich gewesen. Im Verwandtschaftskreis sei sie allerdings in ihrer Generation (wie Tanja Kowalski) die erste mit einem abgeschlossenen Hochschulstudium. Ihre Bildungskarriere hat Frau Professor Dobriwodi so gesteuert, dass eine Rückkehr in ihre Heimatstadt möglich ist („man darf keinesfalls dort habilitieren, wo man später eine Professur haben möchte“).

Auf einer wissenschaftlichen Tagung sei sie einmal von einem Fremden, der sich mit Namen von Deutschen aus den sog. ehemaligen Ostgebieten gut auskannte, gefragt worden, ob sie sich auch in einem Vertriebenen-Verband engagiere und versuche, zurück gelassene Immobilien wieder in Besitz zu nehmen. Diese Frage findet Frau Professor Dobriwodi absurd. Es sei ihrer Familie noch nicht einmal in den Sinn gekommen, den Hof in Oberschlesien aufzusuchen, in dem ihr Großvater geboren wurde, geschweige denn irgendwelche Besitzansprüche zu stellen.

Im Alltag ihrer Familie sei die polnisch-deutsche Herkunft kaum jemals thematisiert worden. Die Lebensgeschichten der migrierten Vorfahren seien zwar als Einzelschicksale lebendig gehalten, aber ohne schwerpunktmäßigen Bezug zur Herkunftsregion gestellt worden. Es habe wegen der unterschiedlichen Heimatgebiete der Großeltern keine nostalgisch-regionalspezifische Traditionspflege gegeben. Ihr Familienname Dobriwodi sei z.B. ursprünglich deutsch gewesen, aber vor etlichen Generationen slawisiert worden.

Frau Professor Dobriwodi äußert sich während des Interviews generell deutlich weniger emotional zu dem Ort, in dem sie ihre Kindheit und Jugend verbracht hat, als vergleichsweise Tanja Kowalski. Von Heimweh ins Ruhrgebiet ist an keiner Stelle die Rede. Recht nüchtern beschreibt sie die Vor- und Nachteile des Lebens in den Städten, in denen sie sich im Zuge ihrer wissenschaftlichen Karriere mehr oder weniger lang aufhielt. Umso überraschender ist die Antwort auf die Frage der Interviewerin, wo sie ihre Zukunft sehe: „Na, selbstverständlich im Ruhrgebiet“. Der sachlichere Erzählstil scheint demnach weniger mit geringerer Verbundenheit zur Herkunftsregion zu tun zu haben.

(B) Jene, die bereits im Ausland studiert hatten

Seterah Sareh, iranische Lehrerin und Erzieherin sowie Journalistin (Bildungsausländerin), geb. 1959, Tagesmutter, verheiratet (mit einem Deutschen iranischer Herkunft), kinderlos

(„ich habe immer studiert und gearbeitet, oft beides zusammen“)

Seterah hat im Iran eine universitäre Ausbildung zur Erzieherin und Lehrerin sowie zur Journalistin absolviert. Wegen der Zensur und der insgesamt politisch-repressiven Verhältnisse (für westlich Orientierte und demokratisch Engagierte nach der Machtübernahme Khomeinis) versucht sie zunächst erfolglos vier Jahre lang, in Deutschland Asyl zu erhalten und wandert dann enttäuscht nach Kanada aus. Dort habe sie sich als Asylbewerberin nie so gedemütigt gefühlt wie in Deutschland. Nach einem Jahr wird ihr Antrag genehmigt, dennoch gerät Kanada nicht zu ihrer ‚zweiten Heimat‘. Beruflich sei sie – wie dort äquivalent Ausgebildete eingesetzt aber – deutlich schlechter bezahlt worden. Dies habe sich nur unwesentlich verbessert, als sie eine kanadische (Zusatz-) Qualifikation als Kinderbetreuerin erwarb („ich hab die Hälfte gekriegt“).

In privater Hinsicht vermochte Frau Sareh in Kanada ‚keine Wurzeln zu schlagen‘; da sich gleichzeitig der Kontakt mit dem ihr bekannten, nach Deutschland ausgewanderten Babak Akbari (wieder) intensiviert, beschlossen beide ein gemeinsames Leben in Deutschland (s. Abschnitt 2.2) zu führen. Hier ergehe es Frau Sareh nunmehr zwar privat gut, aber beruflich keineswegs besser. Da weder die iranischen Diplome noch das kanadische Zertifikat anerkannt würden, bleibt ihr nur die Tätigkeit als Tagesmutter. Sie mag zwar den Umgang mit den Kindern sehr (die sie wie eigene liebe und nach Trennungen immer sehr vermisse), aber in finanziel-

ler Hinsicht sei es für sie und ihren Mann nicht gerade üppig bestellt.

In leichtem Gegensatz beispielsweise zur biographischen Erzählung ihres Mannes schildert Frau Sareh ihre Bildungs- und Berufsbiographie ohne bemerkenswert viele Einschübe. Im Interview mit ihr sind Passagen enthalten, die eine starke Identifikation mit ihrem – auf Ausbildung und Betreuung von Kindern ausgerichteten – Beruf dokumentieren. Anders als ihr Ehemann, in dessen technischer Fachrichtung weniger Möglichkeiten bestehen, qualifikationsadäquat in einer niedrigeren Entlohnungsgruppe zu arbeiten, ist es Frau Sareh wenigstens vergönnt, (wenn auch weit unter ihrem Qualifikationsniveau aber dennoch) ihrer Ausbildung und vor allem ihrer Neigung entsprechend erwerbstätig zu sein.

Dr. Erol Agha aus dem Iran („halb’ Bildungsin- u. ‚halb’ -ausländer), geb. 1970 im Iran, Arzt (mit dt. Frau verheiratet, 2 kl. Kinder)

Erol wurde als Jugendlicher von seinen besorgten Eltern (Angehörige der säkularisierten oberen Mittelschicht) in ein renommiertes bayerisches Internat geschickt, wo er sein Abitur erlangte; Medizin-Studium und Heirat in Dortmund; wegen lebensgefährlicher Erkrankung des Vaters geht er am Ende des Studiums für ca. ein Jahr in den Iran und macht dort den Abschluss. Danach kehrt Herr Dr. Agha zu seiner deutschen Ehefrau (und dem Freundeskreis) ins Ruhrgebiet zurück, wo ihm die Behörden große Schwierigkeiten mit der Anerkennung seines Diploms bereiten. Dies erbittert ihn umso mehr, als

er fast die gesamte Bildungsleiter in Deutschland erklommen hatte. Er habe in NRW acht Bewerbungen verschickt und hätte auf Grund seiner Zeugnisse überall Zusagen bekommen. Wegen der bürokratischen Hürden, die ihm die Landesbehörden in den Weg stellen, sieht er sich gezwungen, beruflich dem Ruhrgebiet den Rücken zu kehren und sich in benachbarten Bundesländern zu orientieren. In Hessen wird sein Universitätsabschluss binnen kurzer Zeit nostrifiziert und er findet auch sofort eine Stelle in NRW-Nähe. Sein Wohnsitz befindet sich nunmehr in einer ruhigen, grünen Gegend am Rande einer rheinländischen Stadt, von wo aus er ins benachbarte Hessen zur Arbeit pendelt.

„Menschlich“ fühlte er sich sowohl im Ruhrgebiet als auch in Bayern sehr gut aufgehoben.

Herr Dr. Agha tritt (nach Wahrnehmung der Interviewerin) selbstsicher auf und bewegt sich mit jener Selbstverständlichkeit im Aufnahmeland, die jahrzehntelange Vertrautheit bzw. An- und Einbindung in deutsche Bildungsbürgermilieus seit frühester Jugend erkennen lässt. Er gibt an, höchstens punktuelle Diskriminierung von sehr wenig Deutschen erfahren zu haben, die ihn jeweils nicht persönlich kannten – was sein generelles Wohlbefinden in diesem Land nicht beeinträchtigt.

Natascha Baum, verheiratet mit Spätaussiedler aus Russland, geb. 1975, studierte Jura und Pädagogik, finanziert ihren Lebensunterhalt hauptsächlich von einem Putzjob. Im Alter von 28 Jahren eingereist, hatte Frau

Baum keine Chance mehr, eine Adaptionenmaßnahme finanziert zu bekommen (die Altersgrenze für zusätzliche universitäre Ausbildung – zwecks Nivellierung des im Ausland abgeschlossenen Studiums – liegt für Aussiedler und deren Ehepartner bei 25 Jahren). Auch der deutschen Sprache noch nicht mächtig, sowie kaum über Möglichkeiten und Rechte informiert, kam sie der Aufforderung nach, sich um eine Erwerbstätigkeit jenseits ihrer Qualifikationen zu bemühen. Frau Baum nahm notgedrungen Putztätigkeiten an („weil ich musste leben,(.) hier, ja, ich brauchte Geld, ich wollte nicht arbeitslos sein.; oder Unterhaltungsgeld //mmh// von Sozialamt bekommen“ (Z. 50-52)). Sie hatte das Glück, neben ihrem Studium im Rahmen des Universitätsportangebotes in Russland noch eine zertifizierte Zusatzausbildung als Lehrerin für rhythmische Gymnastik absolvieren zu können. Neben ihren Putzjobs ist Frau Baum dann in Deutschland in einem Fitnessstudio als Kursleiterin für rhythmische Gymnastik tätig. Diese Beschäftigung bereite ihr sehr viel Freude, reiche aber nicht zum Bestreiten des Lebensunterhalts.

Vor ca. drei Jahren habe sie noch einen erfolglosen Anlauf unternommen, eine – zwar immer noch unterhalb ihrer Qualifikationen liegende aber dennoch – passende Ausbildung als „Sport- und Fitnesskauffrau“ über die Arbeitsagentur finanziert zu bekommen („ich möchte gerne diese Ausbildung äh machen; //ja// aber die Leute; in Arbeitsamt, ich

war damals noch schlecht auf Deutsch //ja jaja// und die haben mir gesagt; nein; sie bekommen diese Stelle nicht; Arbeitsamt wird nicht dafür bezahlen, (.) gehen; sie bitte arbeiten, (.) machen sie was,(.) ja, es geht nicht überhaupt; //mmh// ja so was; (.) ich war sehr traurig“ (Z.).

Inzwischen hat Frau Baum die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten und hofft, dass sie nun bessere Chancen hat, im Sport- bzw. Fitnessbereich als qualifizierte Lehrerin weitergebildet zu werden. Sollte das Arbeitsamt die Finanzierung erneut verweigern, wäre sie bereit und entschlossen, bei der Bank einen Ausbildungskredit aufzunehmen.

Ein wenig im Widerspruch zu ihrer Aussage, sie wäre über die letzte Ablehnung des Arbeitsamtes „sehr traurig“ gewesen, versichert sie, sich mittlerweile in Deutschland gut aufgehoben zu fühlen und in keinsten Weise diskriminiert zu werden. Überhaupt ist Frau Baum sehr bemüht, zu reüssieren (1). Neben ihrer Vormittagsbeschäftigung als Raumpflegerin und dem Job im Fitnessstudio nachmittags, besucht sie regelmäßig Deutschkurse. Ihren Wohnort im Ruhegebiet (ca. 70.000 Einwohner) möchte sie nach Möglichkeit nicht mehr verlassen (müssen), weil sie sich dort sehr gut eingelebt habe und sich absolut wohl fühle.

(1) Frau Baum versucht auch engagiert, Informationsmöglichkeiten auszuschöpfen. Der Kontakt mit ihr kam über eine DRK-Beratungsstelle „für Migranten und Aussiedler“ zustande. Sie stimmte übrigens dem Interview nur unter der Bedingung zu, „nichts über die Familiengeschichte erzählen zu müssen“. Mit ihrem Ehemann lebe sie in Scheidung.

(C) Jene, die zum Studium kamen

Lufu Ka (2) aus Guinea Bissao (absolvierte das Studium in Deutschland), geb. 1959, Dipl.-Agrar-Ing., Bio-Imbiss-Betreiber, verh. m.dt.Frau, 3 kl. Kinder

Herr Ka stammt aus ärmsten bäuerlichen Verhältnissen und hat bereits während seiner Schulzeit Geld verdienen müssen; er sei schon bzw. noch als Schüler 1979 ins ‚Mutterland‘ Portugal gekommen, wo er das Abitur machte. Nach Deutschland kommt er per Zufall und setzt da seinen brüchigen, von Finanzierungsschwierigkeiten geprägten Bildungsweg strebsam und unbeirrbar mit einem Studium (dem er mit großem Interesse nachgeht) fort. Dieses schließt er (wegen paralleler Erwerbstätigkeiten) erst 2002 ab. In der Abschlussphase wird nach der Eheschließung seine erste Tochter (2001) geboren, zwei weitere Kinder 2003 und 2005. Zwecks Unterhalts der Familie nimmt er diverse Jobs – fern seiner Qualifikation – an. Bei der Suche nach einer seiner Ausbildung entsprechenden Stelle hätte er bestenfalls in der Position eines Knechts auf einem Bio-Bauernhof erwerbstätig werden können. Dies veranlasst ihn, sich in einem Metier selbständig zu machen, das er bisher eher hobbymäßig betrieb: die Herstellung guter Mahlzeiten aus gesunden Nahrungsmitteln. Seine Kenntnisse über biologisch gezogene Pflanzen und afrikanische Rezepte setzt er nun in der Küche seines Bio-Imbiss-Geschäftes um. Die Lage des Lokals – in einem für sein Angebot weniger geeigneten

Ortsteil – ist allerdings etwas ungünstig. Der Umsatz könnte daher besser sein.

Meltem Özer (lebte bis zum Abitur bei den Großeltern in der Türkei und kam dann nach NRW zu Eltern), geb. 1960, Sozialpädagogin, 2 deutsche Ehemänner, der dritte ist türkischer Herkunft, 1 erwachsener Sohn

Meltem ist ein ‚Zwitter‘ zwischen 1. und 2. Generation, weil sie bei ihren Großeltern in der Türkei aufwuchs und erst als junge Erwachsene nach Deutschland kam. Sie sei damals bei ihrer Ankunft von Bottrop sehr enttäuscht gewesen: Zum einen, weil ihr türkisches Abitur sie nicht berechtigte, eine Universität zu besuchen, zum anderen sei ihr gesellschaftspolitisch alles sehr provinziell und rückständig vorgekommen. In ihrer Heimatstadt Izmir habe sie sich als Schülerin bereits politisch stark engagiert, während ihr in Bottrop alles sehr ‚kleinbürgerlich-lahm‘ erschienen sei.

Wegen ihres politischen Engagements holten die Eltern Meltem zu sich nach Deutschland, wo ihre Bildungskarriere einen Knick erhielt. Zunächst macht sie Fachabitur und studiert dann an der FH Sozialpädagogik. Seit 15 Jahren ist sie in einer Beratungseinrichtung und als Expertin für Probleme von muslimischen Frauen in Duisburg tätig. Dort könne sie sich gesellschaftspolitisch auch besser verorten als in Bottrop.

[2] Herr Ka wollte nicht, dass das Interview anonymisiert wird.

(D) Jene, die als Kinder nach Deutschland kamen oder bereits hier geboren wurden

Dürdane Günay-Yildiz, Tochter eines aus der Türkei eingewanderten Studenten-Ehepaares, geb. 1983 in Deutschland, promoviert in sozialwissenschaftlichem Fach, verheiratet, kinderlos

(„also, ich möchte nicht nur Fachfrau für Migration sein!“)

Frau Günay-Yildiz hat die 1. Klasse Grundschule in der Türkei besucht, wohin ihre Eltern vorübergehend zurück gekehrt waren. Die Gymnasialzeit auf einer katholischen Schule hat sie in einer ‚gemischten‘, sozial engagierten Klasse sehr genossen. Während des Studiums hatte sie diverse studentische Hilfskraft- und Praktikumsstellen inne, die alle mehr oder weniger in migrationsbezogenen Aufgabenfeldern angesiedelt waren. Ihre derzeitige Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft hat keinerlei Migrations-Bezug, was ihr wichtig ist, weil sie nicht auf ihre herkunftsbezogene Expertise eingeeengt werden möchte. Sie will auch in Zukunft versuchen, neben Migrationsaspekten bei der Auswahl ihrer Themen, Arbeits- und Forschungsgebiete auch immer einen allgemeinen Aspekt zu fokussieren.

Sie habe vorübergehend u.a. in Münster gelebt, sich dort aber „nicht so wohl gefühlt mit Migrationshintergrund wie (sie) es im Ruhrgebiet (tut)“ (Z. 523f.). Spontan fallen ihr „gegenüber Münster“ drei Beispiele ein, „Kleinigkeiten, die einfach auch dazu führen, dass man sich irgendwie verstanden

fühlt“ (diese Beispiele werden in Kapitel 5 konkretisiert).

Murat Yildiz, kam als Kleinkind nach Deutschland, geb. 1978 in der Türkei, studierte Sozialwissenschaften, selbständig, verheiratet, kinderlos

(„ich habe das Gefühl, aufgehalten zu werden“)

Herr Yildiz hat selbst eine (quantitativ angelegte) Studie über Akademiker mit Migrationshintergrund aus der Türkei durchgeführt. Sie erregte vor allem auch in den Medien – wegen der zu Tage tretenden überraschend großen Rückkehrbereitschaft – größere Aufmerksamkeit. Inzwischen sei er enttäuscht über seine Möglichkeiten als Selbständiger: Trotz des Erfolges seiner Studie habe er schlechtere Chancen, Aufträge zu bekommen als deutsche Mitbewerber.

Das Ruhrgebiet schätzt Murat Yildiz aus denselben Gründen wie seine Frau (Dürdane Günay-Y.). Aufgewachsen sei er am Niederrhein, wo er deutlich häufiger Ausgrenzungserfahrungen gemacht habe als im Ruhrgebiet. Er sähe aber wegen seines Migrationshintergrundes in beruflicher Hinsicht Probleme grundsätzlicher Art in Deutschland.

In der Schule sei er gefördert worden, habe sich dann aber auf der Universität allein gelassen und oft als Außenseiter gefühlt, „sowohl unter deutschen als auch unter den türkischen Gleichaltrigen“. Letztere seien oft „sehr türkisch-national“ eingestellt gewesen. Erst nach ein paar Semestern habe er gleichgesinnte Freunde unter Kommilitonen

mit Migrationshintergrund aus der Türkei gefunden. Sein Bemühen sei immer gewesen, an beiden Seiten (deutsch und türkisch) möglichst neutral das Positive ebenso wie Kritisierbares zu betrachten und zu diskutieren.

Sein Ideal sieht er in (gegenseitigen) Ergänzungen. Deutschland habe er stets als seine Heimat betrachtet. Erst seit kurzem bekäme er Zweifel, ob er beruflich nicht doch bessere Chancen in der Türkei habe. In Deutschland fühle er sich wegen seines Migrationshintergrundes bei Auftragsvergaben benachteiligt.

Emine Kira, lebte jahrelang bei deutscher Pflegefamilie, übersiedelt als 11-Jährige i.d. Türkei, erwirbt dort das Abitur u. studiert anschließend in Deutschland, geb. 1978 in Deutschland, verh. mit Deutschem, 2 Söhne, Lehrerin im Erziehungsurlaub

Im Alter von drei Wochen wird Emine in eine deutsche Pflegefamilie gegeben, in der sie sich sehr wohl fühlt. Die Eltern wollten so viel wie möglich arbeiten und für die Rückkehr in die Türkei sparen. Als die (leibliche) Mutter (die u.a. in einer Chemiefabrik gearbeitet hat) im Jahr 1988 an Krebs stirbt, kehrt der Vater mit ihr in die Türkei zurück und heiratet dort wieder.

Emine besuchte in Deutschland die Schule bis zur 5. Klasse und absolviert bis zum Abitur in der Türkei sechs Klassen auf einer „deutsch-anatolischen“ Schule. Sie habe „drei, vier Jahre“ zur Eingewöhnung gebraucht, sei danach aber „völlig vertürkisch“

worden. Ihre Pflegefamilie habe sie zwar vermisst, aber sich ansonsten nicht nach dem Lebensgefühl in Deutschland geseht und eigentlich auch kein Bedürfnis mehr nach einer Rückkehr verspürt. So sehr sich Emine in der Türkei emotional verwurzelt fühlte, so wenig berufliche Entfaltungs- und Karrieremöglichkeiten sah sie für sich. Bei einem Besuch der Pflegefamilie kurz vor ihrer Volljährigkeit beschließt sie deshalb – im Einvernehmen mit ihren Pflegeeltern – die Rückkehr nach Deutschland. Nun schmiedet und verwirklicht sie einen äußerst dramatischen Fluchtplan: Zunächst muss Emine mit ihrem Vater in die Türkei zurück fliegen. Sie weiß, er würde sie nie nach Deutschland gehen lassen. Deshalb muss ihre Volljährigkeit abgewartet und alles heimlich vorbereitet werden. Über Wochen deponiert sie nach und nach ihre Habseligkeiten bei einer Freundin und verlässt eines mittwochs – wie üblich an diesem Tag – mit der Sporttasche das Haus. Das Ziel ist jedoch nicht das Fitnessstudio, sondern der Flughafen. Bei ihrem Vater meldet sie sich erst wieder nach der Ankunft in Deutschland. Er hielt dies zunächst für einen Scherz und reagierte danach fassungslos-entsetzt.

Frau Kira übergeht in ihrer Erzählung die Zeit nach dieser dramatischen Flucht mit vielsagender Gestik und Mimik. Über die Jahre habe sich ihr Vater beruhigt und inzwischen herrsche wieder bestes Einvernehmen. Schließlich habe es sich nicht um eine Flucht von der Art gehandelt, die üblicherweise mit jungen Frauen aus der Türkei assoziiert wird. Niemand hätte sie zu irgendetwas zwingen wollen und sie sei bestens in ihrem familiär-sozialen Umfeld eingebettet

gewesen. Einzig und allein das ihr seit ihrer Kindheit eigene Bildungstreben und der – in der Türkei nicht erfüllbare – Wunsch nach beruflicher Entfaltung habe sie aus dem Land ihrer leiblichen Eltern vertrieben.

In ihrem Studienort Bochum lebte sie sich wieder relativ rasch ein und bald hatte sie einen engen Freundeskreis, aus dem auch ihr jetziger Ehemann hervorging. Gerne wäre sie auch im Ruhrgebiet berufstätig geworden. Mit ihrem Lehramt-Studium für Türkisch und Deutsch war jedoch die Auswahlmöglichkeit klein. Mit dieser Fächerkombination erhielt sie nur ein Angebot im benachbarten Rheinland, wo sie inzwischen mit ihrer Familie wohnt.

Elif Dümdüz, kam im Alter von 2 Jahren nach Deutschland, geb. 1968 in der Türkei, Sozialpädagogin, verheiratet, 3 Kinder (3)

(„die Leute sehen das Kopftuch und denken automatisch, man sei radikal“)

Elif Dümdüz kam mit ihren Eltern im Alter von zwei Jahren aus der Türkei in eine deutsche (Hanse-)Stadt, in der sie bis zur 12. Klasse des Gymnasiums blieb. Sie heiratet 1987 einen Mann, der ebenso mit seinen Eltern aus der Türkei nach Deutschland gekommen war und zieht zu ihm ins Ruhrgebiet. Dort beginnt sie sechs Monate nach der Geburt des ersten Kindes mit der Fachoberschule und besucht nach Absolvierung des

Fachabiturs eine Fachhochschule für Sozialpädagogik und Sozialarbeit.

Frau Dümdüz ist fromme Muslimin und trägt die Haare mit einem Kopftuch bedeckt. Dies sei ihrer Einschätzung nach der Grund dafür gewesen, dass sie sich nach Erwerb des Diploms knapp vier Jahre lang vergeblich beworben hatte. Erst in diesem Jahr (2010) sei es ihr gelungen, in einer sozialen Einrichtung eine qualifikationsadäquate Stelle zu bekommen. Bei den von ihr zu betreuenden Personen handelt es sich gleichfalls um Frauen türkischer Herkunft, die überwiegend das Kopftuch trügen. Frau Dümdüz äußert Zufriedenheit mit ihrer Arbeit und fühle sich inzwischen im Ruhrgebiet auch wohl. Sie verstehe jedoch nicht, dass viele Menschen das Kopftuch als Symbol für radikale Ausübung des Islam sehen. In ihrem Bekanntenkreis gäbe es einige Musliminnen, die ihr Haar unbedeckt lassen, aber den Koran wesentlich enger auslegen und weniger Offenheit der deutschen Mehrheitsgesellschaft gegenüber zeigten.

(E) Weitere Fälle, deren Berufsbiografie erhoben werden konnte

- Herr **Jasoto** aus Afrika südlich der Sahara, Bildungsinländer, 1 Sohn, hat an einer deutschen Fachhochschule Sozialarbeit und – pädagogik studiert und ist seinem Abschluss gemäß (freiberuflich) tätig. Dies hat er telefonisch bekannt gegeben. Da aus terminlichen Schwierigkeiten trotz zahlreicher Verabredungsversuche bisher kein Interview

(3) Das Interview mit Frau Dümdüz wurde erst geführt, nachdem der Bericht schon abgeschlossen war. Die Ergebnisse konnten daher in den Kapiteln 3-6 keine Berücksichtigung mehr finden.

zustande gekommen war, wurde Herr Jasotoper E-Mail befragt, aus welchen Nationalitäten sich seine Klienten zusammensetzen. Die Antwort lautete: „überwiegend aus Afrika“ (Mail vom 9.8.2010).

- **Herr Dr.med. Öztürk**, ist mit einer deutschen Frau verheiratet, 60 Jahre alt (es blieb unklar, ob er zum Studium oder bereits mit einer fertigen Mediziner-Ausbildung aus der **Türkei** nach Deutschland kam). Er ehelichte eine ältere Cousine von Frau Tanja Kowalski (s. Kapitel 2) und ist in einem Krankenhaus als Arzt beschäftigt. Bemerkenswert ist die Aussage von Frau Kowalski: In seinem Fall dokumentiere sich wieder einmal ‚typisch‘, wie schlecht oft Stereotype greifen: Er sei bis zu ihrem (Frau Kowalskis) Studienabschluss der einzige Akademiker in der Verwandtschaft gewesen und bis dato der einzig Promovierte.

- **Herr Dipl.Ing. Ali Shaltout**, Ehemann der Aussiedlerin Helene Shaltout (s. Kapitel 2), geb. 1967 in Ägypten kam mit abgeschlossenem Maschinenbaustudium nach Deutschland. Hier absolvierte er ein Zusatzstudium als Kälte-, Klima- und Lüftungsingenieur und war danach freiberuflich tätig. Seit die Baubranche schwächle, habe sich seine Erwerbslage rapide verschlechtert; inzwischen ist er Hartz-IV-Empfänger, berichtet seine Ehefrau Helene. Er führe seine Schwierigkeiten, bei starkem Wettbewerbsdruck Aufträge zu erhalten, auf seinen Migrationshintergrund zurück, denn seine Referenzen seien ausgezeichnet. Es hätte jedoch in jedem Unternehmen, für das er gearbeitet habe, mindestens einen Beschäftigten in höherer Position gegeben, der ihn „nur wegen seines

Migrationshintergrundes skeptisch von der Seite oder von oben auf ihn herabgeschaut“ habe.

Herr Dipl.Ing. Shaltout sähe beruflich z.B. in Süddeutschland für sich bessere Möglichkeiten. Seinem 1998 geborenen Sohn zuliebe habe er sich jedoch entschieden, im Ruhrgebiet zu bleiben. Der Junge brauche noch seinen Vater (das Ehepaar lebt zum Interviewzeitpunkt seit einem Jahr in getrennten Haushalten).

- **Katrin Stähler** aus Österreich (Bildungsinländerin), geb. 1957, Psychotherapeutin, geschieden, kinderlos

Katrin kam knapp 18-jährig als Verwaltungsangestellte an eine österreichische Vertretungsbehörde in Berlin. Dort blieb sie nur einige wenige Jahre, da sie auswärts ihren späteren Ehemann kennen lernte und zu ihm in einen kleinen Ort ins Ruhrgebiet zog. Zunächst begann sie dort in einer Firma als Sachbearbeiterin. Bald arbeitete sie sich zu einer leitenden Angestellten hoch und erklimmte parallel dazu die ersten Sprossen ihrer Karriere auf dem zweiten Bildungsweg in einem Abendgymnasium für Berufstätige. Nach dem Abitur studierte Katrin Psychologie und absolvierte Ausbildungen als Einzel- und Familientherapeutin, Psychokinesiologie, Hypnotherapie, Entspannungstechniken und betätigte sich zwischendurch auch als Dozentin in der Erwachsenenbildung (Bewerbungstraining, Rhetorik, Deutsch).

Da ihre Ehemänner im Ruhrgebiet jeweils fest verankert waren (momentan lebt sie in Scheidung von ihrem zweiten Mann), stellte sich für Frau Stähler bisher (noch nicht) die Frage, ev. aus dem Ruhrgebiet wegzuziehen.

Literatur:

- Bourdieu, Pierre (1992:) Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg
- Bourdieu, Pierre (1983:) Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen (S. 183-198)
- Biehl, Flore (2008:) Staatsbürgerschaft und die rechtliche Exklusion hochqualifizierter MigrantInnen in Deutschland. Cultural Capital Migration Research Paper No. 8
- Brussig, M./Dittmar, V./Knuth, M. (2009:) Verschenkte Potentiale. In: IAQ-Report 2009-08 (S. 12-18)
- Buch, T./Hamann, S./Niebuhr, A. (2010:) Qualifikationsspezifische Wanderungsbilanzen deutscher Metropolen. Hamburg im Städtevergleich. IAB-Regional 2/2010
- Destatis (2010), Statistisches Bundesamt (Online:) www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Bevoelkerung/Wanderungen/Tabellen/Content50/WanderungenInsgesamt,templateld=renderPrint.psml
- Eder, K./Rauer, V./Schmidtke O. (2004:) Die Einhegung des anderen. Wiesbaden
- Englmann, B./Müller, M. (2007:) Brain Waste. Augsburg 2007
- Gomolla, M./Radtke, F.: Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule. Opladen: 2002
- Gomolla, Mechthild (2006:) Fördern und Fordern allein genügt nicht! Mechanismen institutioneller Diskriminierung von MigrantInnen und -jugendlichen im deutschen Schulsystem. In: Auernheimer, G. (Hg.): Schief lagen im Bildungssystem (2. Auflage) Wiesbaden. (S. 87-102)
- Hanhörster, H./Zimmer-Hegmann, R. (2008:) Soziale und räumliche Mobilität von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in nordrheinwestfälischen Städten. ILS Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung. Dortmund
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2010:) Deutsche Zustände. Folge 8. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Henkelmann, Yvonne (2010:) Mehrsprachigkeit zahlt sich aus! Multi-legitimes Sprechen akademisch qualifizierter MigrantInnen in Deutschland und Kanada. In: Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden.
- IAQ (2009:) Wirkungen des SGB II auf Personen mit Migrationshintergrund. Projekt Ila1-04/06. Abschlussbericht. Duisburg, Oktober 2009
- Kaas, L./Manger, C. Ethnic Discrimination in Germany's Labour Market: A Field Experiment. Discussion Paper IZA DP No. 4741, February 2010, Bonn
- Neumann, Steffen (2010:) Negativ wahrgenommene und klassifizierte Differenz. Zu Nichtanerkennungs-, Missachtungs- und Diskriminierungserfahrungen von BildungsinländerInnen in Kanada und Deutschland. In: Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden.(S. 211-223)
- Nohl, A.-M./Weiß, A. (2009:) Jenseits der Green Card: Ungesteuerte Migration Hochqualifizierter. In: APuZ (Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“) 44/2009 vom 26.10.2009
- Nohl, Arnd-Michael/Ofner, Ulrike Selma/Thomsen, Sarah (2007): Kulturelles Kapital in der Migration: Statuspassagen von gleichberechtigten hochqualifizierten Bildungsausländer(inne)n in den deutschen Arbeitsmarkt. Cultural Capital during Migration Research Paper No 3 (190 S.) [[url:http://www.cultural-capital.net/images/stories/publications/research_paper_number_3.pdf](http://www.cultural-capital.net/images/stories/publications/research_paper_number_3.pdf)].
- Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (2010:) Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden
- Nohl, A.-M./Ofner, U./Thomsen, S. (2010: 69): Hochqualifizierte BildungsausländerInnen in Deutschland: Arbeitsmarkterfahrungen unter den Bedingungen formaler Gleichberechtigung. In: Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden.
- Ofner, Ulrike (2003:) Akademikerinnen türkischer Herkunft. Narrative Interviews mit Frauen aus zugewanderten Familien. Berlin
- Schittenhelm, Karin (2010:) Statuspassagen in akademischen Laufbahnen der zweiten

- Generation. In: Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden. (S. 39-51)
- Schmidtke, Oliver (2010:) Ethnisches kulturelles Kapital in der Arbeitsmarktintegration: Zwischen ethnischer Nischenökonomie und Übergang in den allgemeinen Arbeitsmarkt. In: Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden.(S. 247-259)
- Seifert, Wolfgang (2009:) Qualifikationsspezifische Arbeitsmärkte für Personen mit Migrationshintergrund. Das Ruhrgebiet und die Rheinschiene im Vergleich. Powerpoint-Vorlage zum Vortrag vom 30.9.2009 auf der Regionalkonferenz „Strukturwandel zu Metropolen? in Bochum“
- Seifert, Wolfgang (2010:) Regionalspezifische Arbeitsmärkte für Personen mit Zuwanderungsgeschichte – das Ruhrgebiet und die Rheinschiene im Vergleich. In: Information und Technik Nordrhein-Westfalen, Geschäftsbereich Statistik (Hg.): Statistische Analysen und Studien, Band 67
- Statistisches Bundesamt (2009) (online unter:) <https://www-ec.destatis.de/csp/shop/sfg/bpm.html.cms.cBroker.cls?cmspath=struktur,vollanzeige.csp&ID=1025904>
- Von Hausen, Niki (2010:) Zum Verlauf der Statuspassage hochqualifizierter BildungsausländerInnen mit nachrangigem Arbeitsmarktzugang in den deutschen Arbeitsmarkt. In: Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden.(S. 138-152)
- Von Hausen, Niki (2010:) Teufelskreis im Ankunftsland: Zur Verstetigung hochqualifizierter MigrantInnen im Arbeitsmarkt für unspezifische Qualifikation. In: Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden.(S. 180-194)
- Weiß, Anja (2001:) Rassismus als symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit“. In: Weiß, A./Koppetsch, C./Scharenberg, A. (Hg.): Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit. Darmstadt. S. 79-108
- Weiß, Anja (2010:) Die Erfahrungen rechtlicher Exklusion. Hochqualifizierte MigrantInnen und das Ausländerrecht. In: Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden.(S. 123-137)
- Weiß, A. /Ofner U./Pusch B. (2010:) Migrationsbezogene biographische Orientierungen und ihre ausländerrechtliche Institutionalisierung. In: Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden.(S. 197-209)
- Zentrum für Türkeistudien (1994:) Situation türkischer Studenten und Hochschulabsolventen in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung der Bildungsinländer. Schriftenreihe: Studien zu Bildung und Wissenschaft 113. Bonn (hg. Vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft)

Bisher erschienen:

2009:

- N° 1: Was kommt nach dem europäischen Wohlfahrtsstaat? (auch in engl. Sprache)
- N° 2: Made in Germany — Internationalisierung der Geisteswissenschaften
- N° 3: Wider der Verzweckung von Kindern
- N° 4: Von der Kohlenstoffinsolvenz zur Klimadividende (auch in engl. Sprache)

2010:

- N° 1: Entwicklungsfaktor Kultur. Über die Bedingungen kultureller Produktivität
- N° 2: Das Ruhrgebiet — eine europäische Metropole?

2011:

- Spezial: Hochqualifizierte Zuwanderer mit Bezug zum Ruhrgebiet

Über die KWI-Interventionen:

Mit den vierteljährlich erscheinenden KWI-Interventionen beteiligt sich das Kulturwissenschaftliche Institut Essen aus wissenschaftlicher Sicht an der Debatte über aktuelle Fragen, unter anderem über kulturelle Aspekte des Klimawandels, kulturelle Vielfalt der Weltgesellschaft, kollektive Erinnerung oder soziale Verantwortung. Das KWI verfolgt damit einen diskursiven Ansatz bei der Suche nach Antworten und Lösungen für gesellschaftlich relevante Fragen. Die in einer KWI-Intervention vertretenen Positionen geben die Meinung der AutorInnen wieder.

Über das Kulturwissenschaftliche Institut Essen (KWI):

Das Kulturwissenschaftliche Institut Essen ist das Forschungskolleg der Universitätsallianz Metropole Ruhr (UAMR), zu der sich die Universitäten Bochum, Dortmund und Duisburg-Essen zusammengeschlossen haben. Seine Aufgabe ist die Förderung hervorragender interdisziplinärer Forschung in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften mit regionalen, nationalen und internationalen Partnern. Durch seine Veranstaltungen sucht das KWI den Dialog mit einer breiteren Öffentlichkeit, es unterhält enge Partnerschaften mit Kultureinrichtungen und Medien.

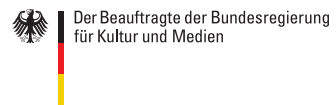
Impressum

© Kulturwissenschaftliches Institut Essen (KWI), Goethestraße 31, 45128 Essen
Telefon +49 201 7204-0, Fax +49 201 7204-111, kwi@kwi-nrw.de
Verantwortlich i.S.d.P.: Claus Leggewie, Direktor des KWI
Redaktion: Isabelle De Bortoli (freie Redakteurin), Viola Noll (KWI)
ISSN 1868-8667
Weitere Informationen unter: www.kulturwissenschaften.de
Februar 2011

— Gesellschafter & Öffentliche Förderer von RUHR.2010 —



Die Ministerpräsidentin
des Landes Nordrhein-Westfalen



— Hauptsponsoren von RUHR.2010 —



